

Communicatio Socialis

Internationale Zeitschrift für Kommunikation
in Religion, Kirche und Gesellschaft

Gegründet von Franz-Josef Eilers SVD,
Karl R. Höller und Michael Schmolke

Herausgegeben von Klaus-Dieter Altmeyen,
Michael Schmolke und Ute Stenert

44. Jahrgang 2011 • Heft 3

Inhalt

Journalistenausbildung im Fokus 269

Johanna Kempter

Geschichte und Leitlinien des ifp.

Neue Wege in der kirchlichen Ausbildung von Journalisten
nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil 270

Isabelle Modler

Die studienbegleitende Journalistenausbildung am ifp.

Eine Absolventenbefragung 283

Andreas Müller/Sarah Stoffel/Madeleine Siegler

Die Volontärsausbildung am ifp.

Befragung der Teilnehmer 296

Wer braucht heute noch die kirchliche Presse? 315

Adolf Theobald

Ein zweideutiges Druckproblem.

Plädoyer für eine freie kirchliche Presse 316

Heiko Klinge

Diözesen müssen kooperieren.

Plädoyer für die Zukunftsfähigkeit der Bistumspresse 320

Johannes Schießl

Immer noch jede Woche mehr als eine Million Leser.

Die Auflage hängt ab von der Nähe der Menschen zu ihrer Kirche 325

Pressestimmen 326

Medien im Vatikan

Elmar Bordfeld

Gedruckte Stimme der Päpste.

150 Jahre Vatikanzeitung „L'Osservatore Romano“ 327

Eberhard von Gemmingen

Wie Pius XI. die Erfindung des Grafen Marconi nutzte.

Zur Gründung von Radio Vatikan vor 80 Jahren 346

Die Kirche verstehbar machen.

Interview mit Pater Bernd Hagenkord, Leiter des

deutschsprachigen Programms von Radio Vatikan 350

Berichte

Ferdinand Oertel

Zwischen Nähe und Distanz zu den Bischöfen.

Catholic Press Association of North America wird 100 Jahre alt . . 354

Christian Klenk/Albert Steuer

Aufregung, schöne Bilder und enttäuschte Erwartungen.

Wie die Medien über den Deutschlandbesuch

von Papst Benedikt XVI. berichtet haben 362

Notabene 370

Literatur-Rundschau

Georg Langenhorst (Hg.): Gestatten: Gott! Religion

in der Kinder- und Jugendliteratur (*Kathrin Wexberg*) 376

Walter Hömberg/Eckart Roloff (Hg.): Jahrbuch für

Marginalistik II (*Michael Schmolke*) 378

Dagmar Bussiek: Benno Reifenberg 1892-1970.

Eine Biografie (*Ernst Elitz*) 379

Anton Simons: Journalismus 2.0 (*Klaus Meier*) 381

Youcat Deutsch. Jugendkatechismus der katholischen Kirche

(*René Brugger*) 382

Abstracts 386

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Heftes 391

Impressum 392

Journalistenausbildung im Fokus

Drei Studien über das Institut
zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp)

Die Dokumentation von 40 Jahren Journalistenausbildung des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp) in einer „Jubiläumsschrift“ war das Anliegen des Fördervereins des ifp. Um dieses Vorhaben wissenschaftlich umzusetzen, wandte sich das Institut an den Studiengang Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Entstanden sind zwei Diplomarbeiten. Johanna Kempfer befasste sich mit der Geschichte des ifp. Die Verfasserin legte eine detaillierte Darstellung von der Vorgeschichte in den Sechzigerjahren, zur Gründung und Entwicklung des Instituts vor. Der nachfolgende Beitrag richtet sein Hauptaugenmerk auf die Einbettung der ifp-Gründung in den kirchlich-konziliaren Kontext.

In einer zweiten Studie befragte Isabelle Modler die Absolventen der studienbegleitenden Journalistenausbildung am ifp aus den Jahren 1970 bis 2007. Ziel der Untersuchung war es insbesondere, ein Bild davon zu bekommen, wie die Absolventen das ifp allgemein und das Lehrangebot im Speziellen rückblickend bewerten, welche beruflichen Wege die Stipendiaten eingeschlagen haben und wie hilfreich die Ausbildung hierfür war.

Analog zu dieser Erhebung entstand am Institut für Pädagogik der Ludwig-Maximilians-Universität München unter der Leitung von Andreas Müller im Rahmen eines Projektes eine Teilnehmer- und Absolventenbefragung der Volontärsausbildung der katholischen Presse und des privaten Hörfunks am ifp. Die beiden Untersuchungen zu den ifp-Absolventen sind konzeptionell sehr eng aufeinander bezogen.

Johanna Kempter

Geschichte und Leitlinien des ifp

Neue Wege in der kirchlichen Ausbildung von Journalisten nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil

Die katholische Ausbildungsstätte für Nachwuchsjournalisten wurde am 11. Oktober 1968 im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz in München gegründet. 1970 nahm das Institut mit dem neuen Konzept der studienbegleitenden Journalistenausbildung seine Arbeit auf. Im Jubiläumsjahr 2010 offerierte das ifp daneben fünf zusätzliche Aus- und Weiterbildungsgänge mit weit über 2000 Absolventen sowie ein breites Fortbildungsangebot. Während sich die dazu entstandene Diplomarbeit¹ mit der mittlerweile über 40-jährigen Geschichte des ifp als Ganzes beschäftigt, wird das Hauptaugenmerk in den folgenden Ausführungen auf der Gründungsphase bis zur Aufnahme der Ausbildung im Jahr 1970 liegen. In diesen ersten Jahren wurden die Leitlinien festgelegt, auf deren Basis sich das Institut bis heute entwickelt hat.

Die Arbeit basiert auf einer Kombination zweier methodischer Säulen: Literatur- und Dokumentenanalyse sowie acht Leitfadenterviews mit ehemaligen und aktuellen Mitgliedern der Institutsleitung (Wolfgang Seibel, Wilfried Schwedler, Anton Magnus Dorn, Josef Innerhofer, Roger Gerhardy, Elvira Steppacher und Michael Broch). Diese Auswahl schloss zwei weitere Personengruppen mit ein: Schwedler und Dorn waren auch als Studienleiter tätig; Dorn und Broch absolvierten selbst die studienbegleitende Ausbildung bzw. die Theologenausbildung am Institut. Ein zusätzliches Interview mit Ludwig Maaßen, Absolvent des ersten Stipendiatenurses 1970 und Leiter der Ausbildungsredaktion des Bayerischen Rundfunks, lieferte Bewertungen aus der Sicht des Absolventen und des Journalisten- ausbilders. Neben der Auswertung von Aufsätzen, Monografien und Internetquellen wurden auch Dokumente aus dem nicht öffentlichen Archivbestand des ifp herangezogen. Eine wichtige Quelle für die Erforschung der Gründungsgeschichte waren Protokolle von Sitzungen der an der Gründung beteiligten Unterkommission „Förderung des

1 Vgl. Johanna Kempter: Kirchliche Hofberichterstattung oder kritischer Journalismus? 40 Jahre Journalistenausbildung am Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. Diplomarbeit Eichstätt 2010. Die Arbeit wurde von Prof. Dr. Walter Hömberg betreut.

publizistischen Nachwuchses“ der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz. Des Weiteren wurden Protokolle der verschiedenen Gremien des ifp, Satzungen, die jährlichen Tätigkeits- und Arbeitsberichte, Programme, Rund- und Infobriefe sowie Informationsmaterial ausgewertet.

Vorschläge für die journalistische Nachwuchsförderung

Die Institutsgründung ist im Kontext des Zweiten Vatikanums von 1962 bis 1965 zu sehen. Reform- und Erneuerungsgedanken manifestierten sich im Konzil und dessen Beschlüssen. Die Veränderungen betrafen auch die Einstellung der Kirche zu den Medien, was 1963 im Konzilsdokument *Inter Mirifica* und 1971 in der Pastoralinstruktion *Communio et Progressio* festgeschrieben wurde.

Vor diesem Hintergrund kam es in Deutschland zu einer Reihe von Neuerungen im Medienbereich. So wurde 1968 *Communicatio Socialis* ins Leben gerufen. Inspiriert vom Konzil gründeten die deutschen Bischöfe im selben Jahr die Wochenzeitung „Publik“, die für Aufbruch und Dialog stand. Die schon in den Vorjahren begonnenen Planungen für ein kirchliches Institut zur Journalistenausbildung fanden 1968 mit der Gründung des ifp ihren Höhepunkt. Dessen Mitbegründer und erster Leiter, Pater Dr. Wolfgang Seibel SJ, war als Berichterstatter für die Katholische Nachrichtenagentur bei den Sitzungsperioden des Vatikanums dabei gewesen und vereinte in seiner Person progressiven Konzilsgeist mit theologischem Fachwissen und journalistischer Kompetenz.

Bedingt durch das Zweite Vatikanum war die Notwendigkeit der systematischen Förderung des publizistischen Nachwuchses seit den Sechzigerjahren verstärkt im Gespräch. Bestehende katholische Ausbildungsangebote wie die Bensberger Kurse oder die Bayerische Journalistenschulung wurden als nicht ausreichend angesehen, weswegen verschiedene Neuentwürfe diskutiert wurden.

Der Freiburger Dompräbendar Karl Becker entwarf im Frühjahr 1962 ein Konzept für ein „Katholisches Institut für Publizistik“. Dieses Konzept, der „Becker-Plan“, skizzierte umfassend, wie das Institut aussehen könnte. Becker beschäftigte sich mit Funktionen und Aufgaben des Instituts, stellte einen Bildungsplan auf – zunächst sollten Studenten ausgebildet werden, später zusätzlich auch Volontäre – und formulierte Überlegungen zum Rechtsträger, zur Satzung, Organisation und Finanzierung. Zudem umfasste der „Becker-Plan“ eine Beschreibung der Situation des Publizistiknachwuchses und der

bestehenden Bildungsmöglichkeiten.² Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken diskutierte in seiner Sitzung vom 12. Mai 1962 in Bad Godesberg das Konzept. Anschließend wurde in einem Memorandum an die Bischofskonferenz herangetragen, dass „bereits bestehende, aber angesichts der Situation der Massenmedien völlig unzureichende Einrichtungen [wie beispielsweise die Bensberger Kurse] für die Nachwuchsbildung in der katholischen Publizistik in einer gemeinsamen Institution zusammenzufassen“³ seien.

Ein weiteres Konzept stammt aus dem Jahr 1965 von Hans Suttner⁴. Zusammen mit einigen jungen Hochschulabsolventen verfasste er die Schrift „Katholische Presse in Deutschland. Statt noch einer Kritik: ein konkreter Vorschlag“. Sie wurde nicht veröffentlicht, sondern lediglich an einen ausgewählten Kreis interessierter Persönlichkeiten weitergegeben. Die Intention dieses Vorgehens war nicht, die Diskussion zu verhindern, sondern zu versuchen, „Indiskretionen und bloß zersetzende Kritik zu vermeiden“⁵, so Suttner in seinem Vorwort.

Der erste Teil der Schrift behandelte unter dem Titel „Tatsachen und Wünsche“ die Situation, die Mängel und die Möglichkeiten im Bereich der katholischen Presse. Der zweite Teil lieferte den praktischen Vorschlag zur Gründung eines subsidiären Instituts. Suttner bemerkte dazu selbstkritisch: „Wenn sich dieser Vorschlag realisieren läßt, dann werden sicher keine Wunder geschehen, immerhin könnten einige der im ersten Teil aufgezeigten [...] Mängel beseitigt werden.“⁶ Der Vorschlag war detailliert ausgearbeitet und umfasste unter anderem

- 2 Vgl. Anton Magnus Dorn: Von den ersten Ausbildungsangeboten der Gesellschaft Katholischer Publizisten (GKP) zum Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e. V. (IFPN). In: Gesellschaft Katholischer Publizisten (Hg.): Bekanntmachung. 40 Jahre Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands. Berlin 1988, S. 68.
- 3 Petra Kuhbier: Die Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands e.V. Ein Beitrag zur Geschichte journalistischer Berufsorganisationen. München 1985 (= Magisterarbeit an der Ludwig-Maximilians-Universität München), S. 62.
- 4 Hans Suttner war der erste Geschäftsführer der Wochenzeitung „Publik“, die 1968 von den katholischen Bischöfen eingerichtet und bereits im November 1971 wieder eingestellt wurde. Suttner verunglückte noch vor dem Start von „Publik“, kurz nach der Veröffentlichung einer Null-Nummer der Zeitschrift, tödlich. Nachfolgeblatt ist das seit 1972 erscheinende, unabhängige „Publik Forum“ – Zeitschrift kritischer Christen. Vgl. Anton Magnus Dorn: Von den ersten Ausbildungsangeboten der GKP zum ifp, S. 67.
- 5 Hans Suttner: Katholische Presse in Deutschland. Statt noch einer Kritik: ein konkreter Vorschlag. Regensburg 1965, S. 3. (Die an namentliche Adressaten verteilten Exemplare waren fortlaufend nummeriert.)
- 6 Ebd., S. 42.

Ausführungen zu den Aufgaben, der Organisation und Rechtsform, den weltanschaulichen und personellen Grundlagen und zur Finanzierung des Instituts. Die Ziele des Instituts sah Suttner nicht nur in der „Schaffung und Betreuung einer Journalistenschule neuen Stils [...] zur Hebung des publizistischen Niveaus der katholischen Presse“⁷, sondern auch ein Pressearchiv aufzubauen, eine Kartei freier Mitarbeiter anzulegen, Fortbildungskurse anzubieten, wissenschaftliche Untersuchungen über die katholische Pressearbeit anzuregen und eine systematische Talentsuche für publizistische Berufe zu betreiben.⁸

Die Pläne der Bischofskonferenz und ihrer Kommissionen

Auch für die Deutsche Bischofskonferenz war die journalistische Nachwuchsförderung Thema. Die Publizistische Kommission der Bischofskonferenz beschloss schon in ihrer ersten Sitzung im Dezember 1966, eine eigene Unterkommission für Nachwuchsfragen zu gründen, die im Januar 1967 ihre Arbeit aufnahm. Die Unterkommission „Förderung des publizistischen Nachwuchses“ – bestehend aus ihrem Vorsitzenden Prälat Bernhard Hanssler sowie Prälat Karl Forster, Direktor Bernhard Hagemeyer, Weihbischof Walther Kampe, Monsignore Anton Kochs, Prof. Dr. Otto B. Roegele, Prälat Karl-August Siegel und Dr. Hans Suttner – wurde damit beauftragt, einen Vorschlag für ein Förderungswerk vorzulegen.⁹

Die Unterkommission diskutierte einige Modelle. Grundlage dafür war eine Akte¹⁰ des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. In ihrem Zentrum stand die Errichtung einer Arbeitsstelle zur Förderung des publizistischen Nachwuchses, die der Publizistischen Kommission zugeordnet sein sollte. Geplant war, sie mit einem hauptamtlichen Sachbearbeiter sowie einem Kuratorium zu besetzen. Als Sitz der Arbeitsstelle wurde München vorgeschlagen, da an der dortigen Univer-

7 Ebd., S. 43.

8 Vgl. ebd., S. 42f.

9 Vgl. Anton Magnus Dorn: Von den ersten Ausbildungsangeboten der GKP zum ifp, S. 69.

10 Vgl. Entwurf einer Diskussionsgrundlage: Förderung des Publizistischen Nachwuchses. Vorschlag über die Gestaltung der Förderung des publizistischen Nachwuchses in organisatorischer, finanzieller und personeller Hinsicht, mit Bezug auf Nr. 32 des Protokolls der Fuldaer Bischofskonferenz vom September 1966 im Auftrag von Exzellenz Dr. Wilhelm Kempf entworfen. Datum und Verfasser unbekannt, handschriftlich datiert: Herbst 1966, Adressstempel Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Bad Godesberg – Hochkreuzallee 246. Handschriftlicher Vermerk: 1, S. 1.

sität Otto B. Roeges Lehrstuhl für Zeitungswissenschaft angesiedelt war und außerdem bedeutende Medien ihren Sitz in München hatten.

Dem Sachbearbeiter wurden vier zentrale Aufgaben zugeschrieben: Weckung des Interesses für die publizistische Arbeit, Aufbau und Verwaltung einer Studienstiftung, Ermittlung und Beratung von Interessenten für die Förderung sowie Vermittlung von Ausbildungs- und Arbeitsplätzen. Die Stiftung war gedacht für 30 Stipendiaten mit „mittleren Begabungen“¹¹. Dadurch sollte sie sich von der bereits bestehenden bischöflichen Studienförderung, dem Cusanuswerk, das „Höchstbegabungen“¹² förderte, unterscheiden. Schon in diesem ersten Konzept ging es darum, eine unabhängige Ausbildung anzubieten: „Eine sachgemäße und umfassende Ausbildung des publizistischen Nachwuchses an kirchlichen Einrichtungen ist weder möglich noch wünschenswert. Der künftige Publizist soll ja auch fähig sein, seine Aufgaben in der allgemeinen Publizistik zu erfüllen. Das Fachstudium ist also an bestehenden staatlichen oder anderen Instituten zu absolvieren.“¹³

Die Unterkommission überarbeitete diesen Entwurf mehrmals. Roegele ergänzte ihn beispielsweise um folgende Elemente: Die Förderung sollte aus eingehender Studienberatung und Stellenvermittlung, einer vierwöchigen Ferienakademie, finanziellen Beihilfen für Bücher, Zeitung, Radio, Fernsehen und zum Wohngeld sowie individueller Beratung bestehen.¹⁴

Nach weiteren Besprechungen beschloss die Unterkommission, einen Plan für ein publizistisches Förderungswerk auf akademischer Ebene zu entwerfen. Damit betraut waren Otto B. Roegele, Wolfgang Seibel und Lothar Humburg, ein früherer Geschäftsführer des Cusanuswerks. Die Kommissionsmitglieder waren der Meinung, dass das Förderungswerk nicht wie bislang vorgesehen Akademiker und Nichtakademiker unter einem Dach betreuen könne. Als Grundlage für diesen Entwurf war angedacht, die akademischen Ferien auf einen Monat Akademie, zwei Monate bezahltes Volontariat und zwei Monate Selbststudium aufzuteilen.¹⁵

11 Ebd., S. 4.

12 Ebd.

13 Ebd., S. 3.

14 Vgl. Publizistische Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, Unterkommission „Förderung des publizistischen Nachwuchses“: Niederschrift über die Sitzung vom 9. Mai 1967, 10.00 Uhr in Bad Godesberg, Hochkreuzallee 246. Handschriftlicher Vermerk: 3, S. 2.

15 Vgl. ebd.

Auf die Arbeit dieser drei Personen geht der Entwurf zurück, der schließlich im September 1967 der Bischofskonferenz zur Zustimmung vorgelegt wurde. Er sah ein Institut namens „Thomas-Morus-Werk“ vor. Neben der Koordinierung und Unterstützung bereits bestehender Angebote für angehende nicht-akademische Publizisten war dessen zentrale Aufgabe die Förderung von Studierenden mit christlicher Grundhaltung und publizistischem Berufsziel. Über einen Zeitraum von drei Jahren sollten zunächst 30 Studierende gefördert werden, über die Jahre war eine Erweiterung auf insgesamt 90 Studierende in Aussicht gestellt. Die geplanten Förderungsinhalte waren individuelle Studienberatung in Verbindung mit ehrenamtlichen Tutoren aus dem Bereich der Hochschulen und der publizistischen Praxis, drei dreiwöchige Ferienakademien und finanzielle Unterstützung für besondere Studienvorhaben. Zur Institutsleitung war eine Arbeitsstelle mit einem Leiter, einem Referenten und einer Sekretärin vorgesehen. Ein Kuratorium aus sieben Mitgliedern, beispielsweise Vertretern der Publizistischen Kommission und aus dem Medien- und Hochschulbereich, sollte Richtlinien für die Geschäftsführung erarbeiten und deren Einhaltung überwachen sowie über Haushalts- und Personalfragen entscheiden.¹⁶

Der bereits von der Publizistischen Kommission gutgeheißene Entwurf lag bei der Herbstkonferenz der Bischöfe 1967 in Fulda vor, allerdings stimmten die Bischöfe erst auf ihrer Frühjahrsvollversammlung im März 1968 dem Entwurf der Unterkommission zu. Ob der Entwurf bis dahin noch verändert wurde, lässt sich nicht ermitteln, aber die entsprechende Akte trägt den handschriftlichen Vermerk „letzte Fassung“¹⁷. Schließlich wurde auf der Frühjahrsvollversammlung angekündigt, dass die Kirche ein katholisches Institut zur Förderung des publizistischen Nachwuchses unter der Leitung von Wolfgang Seibel aufbauen werde.¹⁸ Die dazu benötigten finanziellen Mittel kamen aus dem überdiözesanen Haushalt der Bischofskonferenz.¹⁹

16 Vgl. Publizistische Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, Unterkommission „Förderung des publizistischen Nachwuchses“: Vorschlag zur Schaffung eines Institutes zur Förderung des publizistischen Nachwuchses. Handschriftlicher Vermerk: 8a, letzte Fassung. (= Anlage zu: Weihbischof Walther Kampe: An die Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz. Limburg/Lahn, den 13. September 1967.).

17 Vgl. ebd., S. 2-5.

18 Vgl. Anton Magnus Dorn: Von den ersten Ausbildungsangeboten der GKP zum ifp, S. 70.

19 Vgl. Wolfgang Seibel: Rückblick auf 15 Jahre Institutsarbeit. Begrüßung beim Jahrestreffen des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses am 24. November 1984. In: Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (Hg.): 15 Jahre Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses. München 1984, S. 17.

Am 11. Oktober 1968 wurde in der Kanzlei des Notars Dr. Benno Keim in München das Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. gegründet.²⁰ Die Ziele standen in der Tradition des Zweiten Vatikanums und der damit verbundenen Aufbruchsstimmung. „Das Institut hat die Chance, das überkommene Berufsbild des abhängigen katholischen Journalisten abzubauen und ihm ein neues Gepräge zu geben, das den Erfordernissen unserer Zeit gerecht wird“²¹, schrieb Kardinal Julius Döpfner, der damalige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, im Jahr 1970. Gewünscht war keine kirchliche Hofberichterstattung, sondern objektiver, durchaus auch kritischer Journalismus. Wolfgang Seibel erinnert sich nur an eine konkrete Zielvorgabe der Gründer, vor allem der Bischofskonferenz: die Ausbildung katholischer Journalisten nicht nur für die Kirchenpresse und den kirchlichen Bedarf, sondern für alle Medien.²²

Angebote des ifp

Aufbauend auf den von der Unterkommission ausgearbeiteten Vorgaben entwickelten Wolfgang Seibel, der Institutsleiter, und Wilfried Schwedler, der Geschäftsführer und Studienleiter, das Konzept der Stipendiatenausbildung. Es war auf einen Förderungszeitraum von drei Jahren angelegt und umfasste vier Säulen: individuelle Studienberatung durch den Studienleiter, finanzielle Förderung wie zum Beispiel Büchergeld, Vermittlung von Ferienpraktika durch den Studienleiter als Einstieg in die Praxis und drei dreiwöchige Ferienakademien.²³ Die Akademien sollten von Referenten aus den Medien und von Kommunikationswissenschaftlern abgehalten werden, ergänzt durch ein theologisch-weltanschauliches Programm und die Möglichkeit zum Gespräch mit dem geistlichen Begleiter.

Die Referentensuche und Anwerbung der Stipendiaten fielen in Schwedlers Aufgabengebiet. Letztere erfolgte zum Beispiel über Kontakte zu Religionslehrern sowie die Bekanntmachung der Institutsgründung über die Katholische Nachrichtenagentur und in den Bistumsblättern. Außerdem reiste Schwedler durch ganz Deutschland und warb über die Katholischen Hochschulgemeinden für die

20 Vgl. Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. (Hg.): *Wie werde ich Journalist?* Augsburg 1993, S. 176.

21 Wolfgang Seibel: *Rückblick auf 15 Jahre Institutsarbeit*, S. 23.

22 Vgl. Leitfadeninterview mit Wolfgang Seibel.

23 Vgl. *Arbeitsbericht 1970*, S. 1.

Stipendiatenausbildung.²⁴ Aus 33 Bewerbern wählte das Auswahlgremium, bestehend aus ifp-Vorstandsmitgliedern, die ersten Stipendiaten aus. Aufnahmekriterien waren eine christliche Grundhaltung, die Immatrikulation an einer Universität und ein publizistisches Berufsziel.²⁵ Das Institut nahm die Ausbildung der ausgewählten 24 Stipendiaten im Sommer 1970 mit der ersten Ferienakademie in Freising auf.

In den ersten 17 Jahren war das Institut eine Art Wanderzirkus: Das ifp hatte keinen festen Sitz für die Veranstaltung der Ferienakademien. Die Seminarorte wechselten ständig. Mit dem Konzept der studienbegleitenden Ausbildung in Ferienakademien spielte das ifp im Feld der Journalistenausbildung eine Pionierrolle²⁶ – deswegen waren die ersten Jahre auch geprägt von stetiger Veränderung und Anpassung. Wilfried Schwedler schrieb hierzu: „Während meiner Tätigkeit gab es [...] kein festzementiertes Schulungskonzept, viel mehr eine stetige Wechselwirkung zwischen den Zielvorstellungen des Instituts auf der einen Seite und andererseits der (fundierten) Kritik der Stipendiaten sowie den sich wandelnden Anforderungen des Medienmarkts.“²⁷ Beispielsweise lag bei der ersten Ferienakademie 1970 der Schwerpunkt inhaltlich noch auf Kommunikationstheorie und Kommunikationspolitik, während zwei Jahre später bereits die praktische journalistische Arbeit im Mittelpunkt stand.²⁸ Die ersten Ferienakademien hatten zudem ein sehr ausgeprägtes Rahmenprogramm, das sich mit gesellschaftspolitischen, philosophischen und theologischen Fragen beschäftigte. Hierfür waren prominente Referenten wie Karl Rahner oder Oswald von Nell-Breuning geladen. Es zeigte sich, dass diese Veranstaltungen als Begleitprogramm zur journalistischen Ausbildung zu umfangreich und anspruchsvoll waren, weswegen gekürzt und ausgelagert wurde.

Nachdem die Bischofskonferenz dem Institut einen Weiterbildungsauftrag²⁹ erteilt hatte, gab es ab 1976 erste Fortbildungsangebote.

24 Vgl. Protokoll der Vorstandssitzung des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. am 9. Juli 1969, 15 Uhr, in München, Zuccalistraße 16, S. 1.

25 Vgl. Arbeitsbericht 1970, S. 1.

26 Vgl. Wolfgang Seibel: Rückblick auf 15 Jahre Institutsarbeit, S. 17f.

27 Wilfried Schwedler: Erfahrungsbericht über die Institutsjahre 1969 bis 1986, S. 1.

28 Vgl. ebd., S. 21.

29 Vgl. Kopie des Teils des Protokolls der letzten Sitzung der Deutschen Bischofskonferenz, die die Weiterbildungsfrage im Zusammenhang mit unserem Institut betrifft (= Unterlagen für die Vorstandssitzung am 4. Dezember 1973, in Anlage verschickt an Vorstandsmitglieder am 14. November 1973), S. 23.

1976 und 1977 startete das Institut zwei neue Ausbildungszweige: die Ausbildung von Volontären in der Kirchenpresse sowie Medienkurse für Theologen.

Die Ausbildung im ifp war von Anfang an mehrmedial ausgerichtet. In den ersten Jahren spielte das Medium Fernsehen aber noch eine untergeordnete Rolle. Erst mit der Übernahme des Studios Ludwigshafen 1986/87, das die katholische Kirche 1982/1983 errichten ließ, um sich am Kabelpilotprojekt Ludwigshafen beteiligen zu können, verfügte das ifp über einen festen Sitz für die Aus- und Weiterbildung im Bereich der elektronischen Medien und die Fernsehausbildung konnte fest etabliert werden. Ein Teil des Wanderzirkus war mit der Studioübernahme beendet.³⁰

Einen weiteren Einschnitt in der ifp-Geschichte stellte die Gründung der Tochtereinrichtung Katholische Medienakademie, kurz KMA, im Frühjahr 1989 dar.³¹ Damit war eine Neustrukturierung der Aus- und Fortbildungsangebote verbunden: Die Ausbildung lief wie bislang unter dem Titel ifp, die Fortbildung wurde unter der Führung des ifp unter der Marke KMA angeboten. Im Zuge dieser Aufgliederung konnten die Fortbildungsangebote erweitert werden zum Beispiel um Kurse für Fernsehproducer und Fernsehautoren.

Zudem machte diese Aufgabenaufteilung eine konfessionelle Öffnung des Instituts möglich: Die ifp-Angebote blieben Katholiken vorbehalten, während bei der KMA Interessenten aller Konfessionen und Religionen willkommen waren.³² Außerdem stand die KMA für die Erweiterung der Institutsarbeit in die ehemalige DDR: An einer 1991 neu eingerichteten Außenstelle in Leipzig wurde ein einjähriger Umschulungskurs für Arbeitslose angeboten.³³ Sowohl die Außenstelle als auch der Umschulungskurs wurden aber bereits nach einem Jahr wieder eingestellt, da im Kurs das als Maßstab geltende ifp-Niveau nicht vorhanden war. Statt in separaten Kursen sollten die ostdeutschen Journalisten künftig gemeinsam mit den westdeutschen ausgebildet werden.³⁴ Der erste und einzige Umschulungskurs kann in gewisser Weise als Vorläufer der Ostkurse angesehen werden: Seit 1993 gab es an der KMA eine Seminarreihe für Deutsch sprechende Journalisten aus den ehemaligen Ostblockländern. Auch

30 Vgl. Anton Magnus Dorn: Ein Rückblick auf zehn Jahre Studio Ludwigshafen. In: *Communicatio Socialis*, 30.Jg. 1997, H.3, S. 300.

31 Vgl. ifp (Hg.): *Wie werde ich Journalist?*, S. 196.

32 Vgl. Leitfadeninterview mit Anton Magnus Dorn.

33 Vgl. ifp (Hg.): *Wie werde ich Journalist?*, S. 200.

34 Vgl. Leitfadeninterview mit Josef Innerhofer.

das ifp weitete sein Angebot aus und etablierte die beiden Ausbildungsgänge für Volontäre an Tageszeitungen und im privaten Hörfunk.

Im Zuge einer Satzungsänderung 1999 endete der Wanderzirkus: Das Institut mietete in Augsburg und in München Lehrräume an. Dort fanden fortan die Print- und Hörfunkkurse statt. Die Gründe für diese Neuerung waren finanzieller und technischer Natur.

Das Jahr 2002 war der Beginn einer Restrukturierung des Instituts. Sie begann mit einem Personalwechsel: Der langjährige Geschäftsführer Anton Magnus Dorn verließ das Institut nach 27 Jahren. Für ihn kam Elvira Steppacher. Gemeinsam mit dem damaligen geistlichen Direktor, Pater Roger Gerhardy, sollte sie das Institut profilieren. Die KMA und einige Angebote wie die Producerkurse wurden eingestellt, die Standortfrage geklärt. Die über mehrere Jahre geführte Diskussion um eine Zusammenlegung der drei Standorte München, Ludwigshafen und Augsburg fand 2008 mit dem Umzug in das ehemalige Kapuzinerkloster Sankt Anton in München ihren Abschluss. Die Institutsleitung begrüßte die Zusammenlegung, da sie durch die direkte Nachbarschaft von Print-Lehrsaal, Hörfunk- und Fernsehstudio crossmediales Arbeiten ermöglichte.³⁵ Doch es gab auch Kritiker der Standortkonzentration wie Anton Magnus Dorn. Er befürchtete unter anderem, dass die Kirche fortan stärker in die Institutsarbeit eingreifen könnte, da ein Standort leichter zu kontrollieren sei als ein Wanderzirkus.³⁶

Ausblick

Über 40 Jahre engagiert sich das ifp nun bereits im Bereich der Journalistenausbildung. Die grundsätzlichen Leitlinien sind über diesen Zeitraum bewahrt worden: Im Zentrum steht nach wie vor die Ausbildung von Journalisten, die unabhängig und objektiv berichten.³⁷ Ihre journalistische Arbeit unterscheidet sich nicht von der ihrer anderweitig ausgebildeten Kollegen. Es gibt keine spezifisch katholischen Regeln für Zeitungsberichte, Radionachrichten oder Fernsehsendungen – darin decken sich die Aussagen der Leitfadeninterviews. Der ifp-Journalist ist wie alle Journalisten zuallererst der Wahrheit verpflichtet – auch in Bezug auf Glauben und Kirche, sagt Wolfgang

35 Vgl. Leitfadeninterview mit Roger Gerhardy.

36 Vgl. Leitfadeninterview mit Anton Magnus Dorn.

37 Vgl. Leitfadeninterview mit Elvira Steppacher.

Seibel: „Die Journalisten dürfen die Wirklichkeit nur so wiedergeben, wie sie in der Tat ist. Wenn Vertreter und Amtsträger der Kirche ein anderes Bild der Kirche in der Öffentlichkeit haben wollen, dann müssen sie versuchen, die Wirklichkeit und das Erscheinungsbild der Kirche zu ändern.“³⁸

Weder im Handwerk noch in der Objektivität und dem Wahrheitsgehalt der Berichterstattung sollten ifp-Journalisten von ihren Berufsgenossen zu unterscheiden sein. Wieso braucht es also dann überhaupt eine katholische Ausbildungseinrichtung für Journalisten? „Das ist überhaupt keine Frage“³⁹, meint Josef Innerhofer, da es für ihn „zu den ureigensten Aufgaben der Kirche [gehört], Leute auszubilden“⁴⁰. Auch Michael Broch hält die katholische Journalistenausbildung für unerlässlich. Er argumentiert mit der Rolle der Journalisten als Multiplikatoren und als vierte Macht im Staat: „Wie wird Macht gelebt, wie wird sie verantwortet? Aus einer Haltung heraus? Aus einer christlichen Haltung oder aus einer nihilistischen? Das ist schon ein Unterschied. Und von daher halte ich so eine Schule für dringend notwendig, auch in Zukunft.“⁴¹ Der springende Punkt ist also nicht die Qualität der Ausbildung – hier sollten bei guter fachlicher Schulung keine Unterschiede bemerkbar sein –, sondern die zugrunde liegende Haltung.

Fakt ist, dass das ifp während der vergangenen vier Jahrzehnte auf verschiedensten Wegen Journalisten ausgebildet hat, die für die Arbeit bei allen Medien und in allen Ressorts qualifiziert sind. Das ifp verstand sich dabei nie als Kaderschmiede oder als Ausbildungsstätte für kirchentreue Hofberichterstatter. Wenn dieses seit der Gründungszeit existierende Selbstverständnis auch in Zukunft beibehalten werden soll, müssen auch künftig kritische Gedanken zugelassen werden – sowohl bei den Nachwuchsjournalisten als auch bei den Mitarbeitern des Instituts. Der Fall Michael Broch, dessen Äußerungen in einem Zeitungsinterview zum Rücktritt vom Amt des Geistlichen Direktors geführt haben, ist diesbezüglich ein eindeutiger Rückschritt. Künftig müsste die Antwort auf die Frage, ob man auch den Papst kritisieren dürfe, wieder lauten, wie Wolfgang Seibel sie seinerzeit so oft formuliert hat: „Ja, selbstverständlich! Das ist genauso ein Mensch wie alle anderen auch.“

38 Wolfgang Seibel: Was erwartet die Kirche von jungen Journalisten? In: *Communicatio Socialis*, 23. Jg. 1990, H.1, S. 47.

39 Leitfadeninterview mit Josef Innerhofer.

40 Leitfadeninterview mit Josef Innerhofer.

41 Leitfadeninterview mit Michael Broch.

Leitfadeninterviews

- Pater Dr. Wolfgang Seibel SJ, Leiter 1968 – 1991. Interview am 22. Juni 2010 in München.
- Dr. Wilfried Schwedler, Geschäftsführer 1969 – 1985, Studienleiter 1969 – 1986. Interview am 29. Juni 2010 in Vorderstoder (Österreich).
- Dr. Anton Magnus Dorn, Stipendiat 1971 – 1973, Studienleiter 1975 – 2002, Geschäftsführer 1985 – 2002, stellvertretender Direktor 1993 – 2002. Interview am 6. Juli 2010 in Kempten.
- Prof. Dr. Josef Innerhofer, Direktor 1991 – 1998. Interview am 3. Juli 2010 in Bozen.
- Pater Roger Gerhady OSA, Direktor 1999 – 2008. Interview am 22. Juni 2010 in München.
- Dr. Elvira Steppacher, Geschäftsführerin und stellvertretende Direktorin 2002 – 2008, Journalistische Direktorin 2009 – 2011. Interview am 19. Juli 2010 in München.
- Pfarrer Michael Broch, Absolvent des Theologenkurses 1977, Geistlicher Direktor April 2010 – August 2010. Interview am 1. Juli 2010 in München.
- Dr. Ludwig Maaßen, Stipendiat 1970 – 1972, Gründungsmitglied und Vorsitzender des Fördervereins ifp 1996 – 2003, Leiter der Ausbildungsredaktion des Bayerischen Rundfunks. Interview am 8. Juli 2010 in Eichstätt.

Literatur

- Dorn, Anton Magnus (1997): Ein Rückblick auf zehn Jahre Studio Ludwigshafen. In: *Communicatio Socialis*, 30. Jg., H.3, S. 300-303.
- Dorn, Anton Magnus (1988): Von den ersten Ausbildungsangeboten der Gesellschaft Katholischer Publizisten (GKP) zum Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e. V. (IFPN). In: *Gesellschaft Katholischer Publizisten (Hg.): Bekanntmachung. 40 Jahre Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands*. Berlin. Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (Hg.) (1993): *Wie werde ich Journalist?* Augsburg.
- Kuhbier, Petra (1985): *Die Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands e.V. Ein Beitrag zur Geschichte journalistischer Berufsorganisationen*. München (=Magisterarbeit an der Ludwig-Maximilians-Universität München).
- Seibel, Wolfgang (1984): Rückblick auf 15 Jahre Institutsarbeit. Begrüßung beim Jahrestreffen des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses am 24. November 1984. In: *Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (Hg.): 15 Jahre Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses*. München, S. 16-24.
- Seibel, Wolfgang (1990): Was erwartet die Kirche von jungen Journalisten? In: *Communicatio Socialis*, 23. Jg., H. 1, S. 46-53.
- Suttner, Hans (1965): *Katholische Presse in Deutschland. Statt noch einer Kritik: ein konkreter Vorschlag*. Regensburg.

Dokumente aus dem Archiv des ifp

Arbeitsbericht 1970.

Entwurf einer Diskussionsgrundlage: Förderung des Publizistischen Nachwuchses.

Vorschlag über die Gestaltung der Förderung des publizistischen Nachwuchses in organisatorischer, finanzieller und personeller Hinsicht, mit Bezug auf Nr. 32 des Protokolls der Fuldaer Bischofskonferenz vom September 1966 im Auftrag von Exzellenz Dr. Wilhelm Kempf entworfen. Datum und Verfasser unbekannt, handschriftlich datiert: Herbst 1966, Adressstempel Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Bad Godesberg – Hochkreuzallee 246. Handschriftlicher Vermerk: 1. Kopie des Teils des Protokolls der letzten Sitzung der Deutschen Bischofskonferenz, die die Weiterbildungsfrage im Zusammenhang mit unserem Institut betrifft (=Unterlage für die Vorstandssitzung am 4. Dezember 1973, in Anlage verschickt an Vorstandsmitglieder am 14. November 1973).

Protokoll der Vorstandssitzung des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. am 9. Juli 1969, 15 Uhr, in München, Zuccalistraße 16.

Publizistische Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, Unterkommission „Förderung des publizistischen Nachwuchses“: Niederschrift über die Sitzung vom 9. Mai 1967, 10.00 Uhr in Bad Godesberg, Hochkreuzallee 246. Handschriftlicher Vermerk: 3.

Publizistische Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, Unterkommission „Förderung des publizistischen Nachwuchses“: Vorschlag zur Schaffung eines Institutes zur Förderung des publizistischen Nachwuchses. Handschriftlicher Vermerk: 8a, letzte Fassung. (= Anlage zu: Weihbischof Walther Kampe: An die Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz. Limburg/Lahn, den 13. September 1967.).

Schwedler, Wilfried: Erfahrungsbericht über die Institutsjahre 1969 bis 1986.

Die studienbegleitende Journalistenausbildung am ifp

Eine Absolventenbefragung*

Junge Menschen, die einen journalistischen Beruf anstreben, haben einen großen Vorteil: Sie können aus einer Vielzahl von Ausbildungsmöglichkeiten wählen. Einen Königsweg, der direkt in den Journalismus führt, gibt es nicht. Damit die Autonomie des Berufes gewahrt bleibt, ist der Zugang in Deutschland frei und an keine verbindlichen Ausbildungsrichtlinien geknüpft (vgl. Altmeyen 2005, S. 144). Dennoch haben Quereinsteiger ohne fundierte journalistische Ausbildung kaum eine Chance in diesem Beruf (vgl. Weischenberg et al. 2006, S. 13). Wer im Journalismus Fuß fassen und sich gegen die steigende Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt behaupten will, benötigt neben dem journalistischen Handwerk und einem breiten Allgemeinwissen zunehmend auch kompetentes Sachwissen (vgl. Mast 2008, S. 123; vgl. Prummer 2008, S. 70).

Die Professionalisierung des Berufes stellt die Bewerber vor hohe Ansprüche: „Ein Fachstudium in Kombination mit einer journalistischen Ausbildung ist inzwischen [in den Medienunternehmen] zur Selbstverständlichkeit geworden“ (Mast 2008, S. 124). Im Jahr 2005 hatten bereits rund 69 Prozent der Journalisten in Deutschland einen Hochschulabschluss (vgl. Weischenberg et al. 2006, S. 68).

Obwohl die Arbeitsbedingungen immer anspruchsvoller werden, erfreut sich der Beruf großer Beliebtheit (vgl. Mast 2000, S. 13). Um den Anforderungen der Berufswelt gerecht zu werden, können angehende Journalisten entweder ein praxisorientiertes, medienbezogenes Studium wählen oder zusätzlich zu ihrem Studium eine Journalistenschule besuchen. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, beides in Form einer studienbegleitenden Journalistenausbildung zu kombinieren. Dieses Ausbildungskonzept wird am Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp) seit 1970 angeboten. Das 1968 im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz gegründete Institut richtet sich an katholische Studenten jeder Fachrichtung.

* Vgl. Isabelle Modler: Die Studienbegleitende Journalistenausbildung am ifp. Eine Absolventenbefragung am Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. Diplomarbeit Eichstätt 2010. Die Arbeit wurde von Prof. Dr. Walter Hömberg betreut.

Anlage und Relevanz der Studie

Die studienbegleitende Journalistenausbildung am ifp vermittelt den angehenden katholischen Journalisten Kenntnisse in den Bereichen Print, Hörfunk, Fernsehen und Online. Durch die christliche Tradition wird in der ifp-Ausbildung neben dem „handwerklichen Schliff“ besonders auf die Vermittlung von Werten, Verantwortungsbewusstsein und die Reflexion über den Beruf geachtet (vgl. ifp 2009c). Die dreijährige Ausbildung, die überwiegend in den Semesterferien angeboten wird, verbindet theoretische Seminare und Praktika.

Ziel der Studie war es herauszufinden, wie die Absolventen ihre Ausbildung am ifp rückblickend beurteilen und welche Chancen sie auf dem Arbeitsmarkt haben. Die Arbeitsbedingungen der Journalisten haben sich in den vergangenen Jahren stark verändert, verantwortlich dafür sind Faktoren wie Globalisierung, Digitalisierung, Kommerzialisierung und der technische Fortschritt. Wie diese Herausforderungen im Ausbildungskonzept des ifp berücksichtigt werden und wie sich das Profil der Stipendiaten im Laufe der vergangenen vierzig Jahre gewandelt hat, waren die zentralen Forschungsfragen. Erfragt wurde ebenfalls, ob die Stipendiaten im Laufe der Jahre immer mehr journalistische Vorkenntnisse mitbringen mussten oder ob sie nach der Ausbildung weitere journalistische Qualifikationen erworben haben. Darüber hinaus standen Aspekte wie das eigene Rollenverständnis und der weitere Berufsweg der Absolventen im Mittelpunkt der Untersuchung.

Da sich das Institut in katholischer Trägerschaft befindet und finanziell weitgehend von der Deutschen Bischofskonferenz getragen wird, stellte sich unweigerlich die Frage nach der Unabhängigkeit der Ausbildung und des Institutes. Seit seiner Gründung habe es, nach Angaben des Institutes, keinen Versuch gegeben, durch Interventionen die Selbstständigkeit zu gefährden (vgl. ifp 1991, S. 4f.). „Ausgebildet werden nicht kleine Missionare, die den rechten Glauben in die Gesellschaft tragen sollen, sondern junge Christen, die auch außerhalb der Kirche dialogfähig sein müssen“ (Fugunt 2007, S. 6). Daher thematisierte die Studie auch, wie sich das Rollenselbstverständnis der Absolventen auf ihren journalistischen Berufsalltag auswirkt.

Forschungsstand

Absolventenstudien bieten eine Möglichkeit, die Qualität der Ausbildung zu überprüfen. Sie zeigen sowohl den Wert und den Nutzen einzelner Ausbildungsangebote, als auch die Mängel, die die jeweiligen

Lehrangebote aufweisen (vgl. Hömberg 2002b, S. 5). Während erste Schritte zur Vergleichbarkeit im Bereich der medienbezogenen Studienfächer gelingen, ist die Forschungslage in Bezug auf die Evaluation von journalistischen Ausbildungen allgemein bruchstückhaft (vgl. Altmeppen 2005, S. 147).

In den Institutionen, die eine studienbegleitende Ausbildung anbieten, werden Evaluationen häufig intern, in Form von Feedbackrunden durchgeführt, bei denen Kritikpunkte einzelner Seminarteilnehmer aufgegriffen und bei der Gestaltung des nächsten Seminars berücksichtigt werden. Eine systematische, jahrgangsübergreifende Auswertung ist in diesem Fall kaum möglich. Insgesamt besteht in den Ausbildungseinrichtungen eine große Unsicherheit beim Umgang mit internen und externen Evaluationen (vgl. Prummer 2008, S. 110).

In der wissenschaftlichen Diskussion wird die studienbegleitende Journalistenausbildung als Einstiegsmöglichkeit in den Journalismus noch zu wenig wahrgenommen. Dies zeigt sich beispielsweise in der Studie „Die Souffleure der Mediengesellschaft“ von Weischenberg, Malik und Scholl (vgl. Weischenberg et al. 2006), in der die Journalisten zwar nach Praktika, Volontariat, medienbezogenen Studiengängen oder dem Besuch einer Journalistenschule gefragt wurden, aber nicht, ob sie ein studienbegleitendes Ausbildungskonzept absolviert haben (vgl. ebd., S. 66f.). Dennoch liefert diese Studie umfangreiche, repräsentative Daten über die Situation der Journalisten in Deutschland. In der vorliegenden Arbeit wurde sie deshalb als Vergleichsstudie berücksichtigt, ebenso wie die Untersuchung „Neutraler Vermittler, Ratgeber, Missionar?“ von Nicole Stroth, die im Rahmen einer Diplomarbeit an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt im Jahr 2007 entstanden ist (vgl. Stroth 2007a und 2007b). Sie lieferte Vergleichsdaten dazu, wie katholische Journalisten in ihrem späteren Beruf handeln.

Die studienbegleitende Journalistenausbildung am ifp fand bisher in der Forschung wenig Beachtung – ein systematischer Überblick über den beruflichen Werdegang der ifp-Absolventen und ihre Bewertung der Ausbildung existierte nicht. Lediglich Ute Stenert befragte exemplarisch im Rahmen ihrer Magisterarbeit zum Thema „Journalistische Kompetenzvermittlung“ den Stipendiatenjahrgang 1993 (vgl. Stenert 1997). Dabei wären die Absolventen am besten „in der Lage, Studium und Beruf in Beziehung zu setzen“ (Neuberger 2005, S. 80). Ein regelmäßig aktualisiertes Adressbuch listete bislang nur die Kontaktdaten der ehemaligen Stipendiaten und ihrer jeweiligen Arbeitgeber auf (vgl. ifp 2009a).

Untersuchungsmethode, Rücklauf und Untersuchungsverlauf

Im Rahmen der Diplomarbeit wurde eine Vollerhebung angestrebt. So sollten alle Absolventen der studienbegleitenden Journalistenausbildung befragt werden, die in den Jahren 1970 bis 2007 am Institut ihre Ausbildung erhielten. Als Untersuchungsmethode wurde eine standardisierte, schriftliche Onlinebefragung gewählt. Von insgesamt 531 registrierten Absolventen konnten 517 Absolventen per E-Mail angeschrieben werden. Das entspricht einem Anteil von 97 Prozent der Grundgesamtheit.

In dem Befragungszeitraum vom 11. Juni bis zum 19. Juli 2010 haben 61 Prozent der kontaktierten Absolventen den Fragebogen vollständig beantwortet. In Anbetracht der Tatsache, dass der Rücklauf bei einer Onlinebefragung im Vergleich zu anderen Befragungsmethoden meist geringer ausfällt, kann man von einem hohen Rücklauf sprechen. Das zeigt, dass sich die Absolventen dem ifp bis heute verbunden fühlen, auch wenn ihre Ausbildung teilweise bereits Jahrzehnte zurückliegt.

Profil der Absolventen

Der typische ifp-Absolvent ist männlich (59 Prozent), durchschnittlich 42 Jahre alt und katholisch. Er ist verheiratet (61 Prozent) oder lebt in einer festen Partnerschaft (14 Prozent) und hat ein oder mehrere Kinder (57 Prozent). Insgesamt zeigt sich, dass Partnerschaft, Ehe und Familie den Absolventen überwiegend sehr wichtig sind. Eine mögliche Begründung dafür könnte ihr katholischer Glaube und die damit verbundenen christlichen Wertvorstellungen sein.

Im engeren Bekanntenkreis befinden sich auffallend häufig Journalisten (79 Prozent), aber auch Entscheidungsträger aus der Politik (33 Prozent) oder Würdenträger aus der Kirche (32 Prozent). Politisch gesehen ist er eher links der Mitte einzuordnen. Er sympathisiert am häufigsten mit der Partei Bündnis 90/Die Grünen (34 Prozent). An zweiter Stelle steht die CDU (19 Prozent). Der Zuspruch für die SPD liegt bei zehn Prozent. Dabei handelt es sich um die Parteineigung und nicht um die konkreten Wahlabsichten der Absolventen.

Mehr als die Hälfte der Absolventen, die den Fragebogen beendet haben, fühlt sich der Kirche verbunden, auch wenn sie ihr in vielen Dingen kritisch gegenübersteht (63 Prozent). 14 Prozent bezeichnen sich als gläubiges Mitglied, das der Kirche eng verbunden ist. Ähnlich viele weisen sich als Christ, aber nicht als der Kirche verbunden aus (16 Prozent). Diese Angaben sind aufschlussreich, wenn man berück-

sichtigt, dass der katholische Glaube eine wichtige Voraussetzung für die Zulassung der Stipendiaten am ifp ist.

Die Betrachtung der Ausbildungswege der Absolventen zeigt, dass sie mehrheitlich als höchsten Abschluss Magister oder Diplom angeben (58 Prozent) oder das Staatsexamen absolviert haben (13 Prozent). 17 Prozent von ihnen haben promoviert, zwölf Prozent aller Absolventen haben ein Zweitstudium absolviert und knapp neun Prozent eine zusätzliche Berufsausbildung beendet.

Zu den beliebtesten Hauptfächern der ipf-Absolventen gehören Germanistik (17 Prozent), Geschichte (15 Prozent), Politik (14 Prozent) oder Theologie (10 Prozent). Sieben Prozent der Stipendiaten haben zusätzlich zur ifp-Ausbildung ein medienbezogenes Fach wie Publizistik, Journalistik, Medien- oder Kommunikationswissenschaften studiert. Im Vergleich zu den Journalisten, die Weischenberg 2005 befragt hat, ist der Anteil jedoch geringer: 17 Prozent gaben an, ein medienbezogenes Studienfach absolviert zu haben (vgl. Weischenberg et al. 2006, S. 68). Naturwissenschaftliche Fächer wie Biologie, Chemie und Physik haben knapp zwei Prozent der ifp-Absolventen studiert. Bei den von Weischenberg Befragten lagen die Naturwissenschaften dagegen bei rund zehn Prozent (vgl. ebd.).

Im Rahmen der Befragung wurde untersucht, wie sich das Profil der Absolventen im Laufe der Jahre verändert hat. Die Annahme war, dass sich die zunehmenden Anforderungen im Journalismus auch auf die Zusatzausbildungen der Absolventen auswirken. Dies hat sich weitgehend bestätigt. 79 Prozent aller Absolventen gaben an, dass sie bereits vor der Ausbildung am ifp praktische Vorerfahrungen im Journalismus, im Medienbereich und/oder in der Öffentlichkeitsarbeit gesammelt haben. Am häufigsten erhielten sie bei einer Zeitung Einblicke in die Berufspraxis. Um den Wandel in der Ausbildung zu überprüfen, wurden die Absolventen in vier Gruppen zusammengefasst. Die Einteilung orientierte sich am Zeitpunkt, zu dem die Stipendiaten ihre ifp-Ausbildung begonnen hatten und gliedert sich in vier Jahrzehnte. Im Vergleich der vier Jahrganggruppen zeigt sich, dass die Prozentzahlen im Laufe der Jahre kontinuierlich ansteigen:

- Gruppe A (1970 bis 1979): 13 Prozent mit Vorkenntnissen
- Gruppe B (1980 bis 1989): 17 Prozent mit Vorkenntnissen
- Gruppe C (1990 bis 1999): 24 Prozent mit Vorkenntnissen
- Gruppe D (2000 bis 2007): 25 Prozent mit Vorkenntnissen

Die Ergebnisse der Befragung ergaben außerdem, dass die Stipendiaten immer häufiger neben den Pflichtpraktika in der ifp-Ausbil-

derung auch ein weiteres, freiwilliges Praktikum absolviert haben. Die Prozentzahlen stiegen in den vier Jahrganggruppen dabei von sechs auf 17. Zwischen der dritten und vierten Jahrganggruppe (C;D) gab es kaum eine Steigerung.

Insgesamt fällt auf, dass die Absolventen bei der Suche nach Praktika und freier Mitarbeit die privaten Rundfunkanstalten kaum berücksichtigt haben, während die Zeitungen und die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten bevorzugt von ihnen gewählt wurden. Überwiegend haben die Absolventen weder in einer Kirchenredaktion noch in einem kirchlichen Medium oder in einem Ressort gearbeitet, das sich überwiegend mit religiösen oder ethischen Themen befasst. 18 Prozent gaben an, dass sie vor oder während ihrer Ausbildung am ifp bei einem kirchlichen Medium beschäftigt waren.

Zusätzlich zur Ausbildung am ifp absolvierte rund ein Drittel der ehemaligen Stipendiaten ein Volontariat. Da zum Zeitpunkt der Befragung noch nicht alle Absolventen ihr Studium beendet hatten, könnten diese Zahlen in den kommenden Jahren noch weiter ansteigen.

Bewertung der Ausbildung

Die Absolventen nannten wenige Kritikpunkte an der ifp-Ausbildung und bewerteten sie insgesamt mit der Note zwei. Besonders positiv beurteilten sie die Kompetenz der Dozenten und die Arbeitsatmosphäre am Institut, die von ihnen als kollegial und konkurrenzfrei beschrieben wurde. Die Absolventen fühlen sich bis heute überwiegend (86 Prozent) dem Institut verbunden. Durch die intensive Arbeitsatmosphäre während der Ausbildung haben sich unter den Stipendiaten mitunter intensive Freundschaften entwickelt. Die einzelnen Ausbildungsaspekte bewerteten die Absolventen mit folgenden Durchschnittsnoten:

Arbeitsatmosphäre zwischen Dozenten und Stipendiaten	1,51
Verknüpfung von Theorie und Praxis	1,59
Kompetenz der Dozenten	1,65
Betreuung durch die Dozenten	1,83
Umfang der praktischen Lehrangebote	1,84
Personelle Ausstattung	1,86
Aktualität der Lehre, bezogen auf die Praxisanforderungen	1,91
Räumliche Ausstattung	2,11
Technische Ausstattung	2,41

Die Stärken der Ausbildung liegen nach Angaben der Absolventen unter anderem in der mehrmedialen Ausbildung und im hohen Praxisbezug. Verbesserungspotenzial besteht jedoch nach mehrheitlicher Meinung in den Bereichen der räumlichen und technischen Ausstattung. Bei der Befragung konnte der Umzug des ifp nach München, in das ehemalige Kapuzinerkloster St. Anton, noch nicht berücksichtigt werden. In einigen Jahren könnte eine weitere Untersuchung zeigen, wie die technische Ausstattung in den neuen Räumlichkeiten bewertet wird. Ein Aspekt, der nach Angaben der Befragten zu wenig berücksichtigt wurde, ist die Online- und Crossmedia-Ausbildung. Diese Bereiche sind inzwischen im Lehrplan verankert.

87 Prozent der erwerbstätigen Absolventen haben zugestimmt, dass die Ausbildung am ifp für ihren weiteren Berufsweg von Vorteil war. Auf ihren jetzigen Beruf fühlten sie sich mehrheitlich gut vorbereitet – und zwar unabhängig davon, ob sie im Journalismus oder in einem anderen Bereich tätig sind.

Berufseinstieg und die Tätigkeitsbereiche

Mehrheitlich ist den Absolventen ein schneller Einstieg in den Beruf gelungen. Das zeigt sich daran, dass rund 68 Prozent der derzeit 290 Erwerbstätigen schon während ihrer Ausbildung oder kurz danach eine Zusage für ihre erste Stelle bekamen.

Häufig fanden die Absolventen diese, indem sie auf Kontakte zurückgreifen konnten, die sie bereits während ihrer Praktika oder freien Mitarbeit geknüpft hatten (32 Prozent der Erwerbstätigen). Man kann also sagen, dass es für den weiteren Berufsweg der Absolventen von Vorteil war, dass die Ausbildung am ifp mehrere Praktika beinhaltet hat.

Obwohl die Absolventen mehrheitlich zustimmten, dass ein gutes Netzwerk zwischen den ehemaligen Stipendiaten besteht (52 Prozent), nutzten dies nur rund acht Prozent der Erwerbstätigen bei der Suche nach ihrer ersten Tätigkeit. Die Kontakte zu ehemaligen Stipendiaten spielen damit beim Berufseinstieg anscheinend keine so große Rolle.

Nicht alle Stipendiaten, die die studienbegleitende Journalistenausbildung am ifp absolviert haben, arbeiten auch im Journalismus. Knapp ein Fünftel (18 Prozent) der erwerbstätigen Absolventen hat derzeit einen anderen, meist akademischen Beruf gewählt. Sie sind beispielsweise im Bereich Forschung und Wissenschaft tätig, arbeiten als Anwälte oder Richter oder sind Lehrer geworden. Viele von ihnen gaben an, dass sich im Laufe der Zeit ihr Berufswunsch ge-

wandelt hat oder dass sie die Arbeitsbedingungen im Journalismus abgeschreckt haben.

Ausschließlich im Journalismus arbeiten 44 Prozent aller Absolventen. Die übrigen Absolventen kombinieren ihre journalistische Tätigkeit zusätzlich mit einer Stelle in der Öffentlichkeitsarbeit oder im Medienbereich (11 Prozent). Einige der Absolventen sind zudem ausschließlich in der Öffentlichkeitsarbeit (10 Prozent) oder im Medienbereich tätig (3 Prozent).¹

Häufig arbeiten die Absolventen, die ausschließlich im Journalismus tätig sind, bei einer Tageszeitung, Zeitschrift oder im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Bei privaten Rundfunkanstalten oder in Onlineredaktionen sind sie hingegen selten zu finden. Viele Absolventen sind also den Tätigkeitsbereichen treu geblieben, die sie bereits während ihrer Ausbildung am ifp und während ihrer Praktika kennengelernt haben. Es wird sich zeigen, ob sich die Präferenzen der kommenden Absolventenjahrgänge bezüglich der Tätigkeitsbereiche verändern, da sowohl Online als auch Crossmedia nun Teil der Ausbildung ist.

Rollenverständnis der Absolventen

Überwiegend sehen sich die Absolventen, die ausschließlich im Journalismus tätig sind (n=138), als neutrale und sachliche Vermittler (90 Prozent). Die meisten berichten über Politik, Wirtschaft oder Kultur, während Unterhaltung, Buntes, Sport oder Lifestyle seltener zu ihren Themenschwerpunkten gehören. Die Bereiche Familie und Kirche greifen die ifp-Absolventen hingegen fünfmal häufiger als die bundesweit von Weischenberg befragten Journalisten (4 Prozent) auf. Obwohl die ifp-Absolventen eine klare Präferenz für gesellschaftliche und religiöse Themen haben, zeigt sich bei ihnen kein missionarisches Sendungsbewusstsein. Nach eigenen Angaben wollen nur 17 Prozent der Absolventen Glaubensthemen in ihrem journalistischen Beruf ansprechen beziehungsweise in den Medien platzieren und nur neun Prozent die katholische Lehre vermitteln.

Die Absolventen, die ausschließlich als Journalisten tätig sind, wurden befragt, worum es ihnen ganz persönlich in ihrem Beruf geht. Sie konnten verschiedenen Aufgaben in den Kategorien voll und ganz, überwiegend, teilweise, weniger oder überhaupt nicht zustimmen.

1 Die restlichen Absolventen sind derzeit nicht bzw. noch nicht erwerbstätig, weil sie noch studieren, in Elternzeit sind oder sich bereits im Ruhestand befinden.

Die folgende Übersicht dokumentiert in absteigender Reihenfolge, welchen Antwortmöglichkeiten sie voll und ganz oder überwiegend zustimmten (Prozentangaben zusammengerechnet):

- komplexe Sachverhalte erklären und vermitteln (90 Prozent)
- das Publikum möglichst neutral und präzise informieren (90 Prozent)
- Kritik an Missständen üben (55 Prozent)
- positive Ideale vermitteln (43 Prozent)
- neue Trends aufgreifen und neue Ideen vermitteln (41 Prozent)
- dem Publikum Lebenshilfe bieten (37 Prozent)
- dem Publikum Unterhaltung, Entspannung bieten (36 Prozent)
- sich für Benachteiligte in der Bevölkerung einsetzen (33 Prozent)
- Politik, Wirtschaft und Gesellschaft kontrollieren (30 Prozent)
- die politische Tagesordnung beeinflussen und Themen auf die politische Tagesordnung setzen (25 Prozent).

Da in der dreijährigen ifp-Ausbildung medienethische Aspekte eine besondere Rolle spielen, wurde in der Studie außerdem untersucht, wie die Absolventen bestimmte Recherchemethoden bewerten. Alle Absolventen – unabhängig davon, ob sie derzeit im Journalismus tätig sind oder nicht – konnten anhand von fünf Kategorien wählen, ob sie die jeweilige Methode als voll und ganz, überwiegend, teilweise, weniger oder überhaupt nicht vertretbar bewerten. Die folgende Liste zeigt in absteigender Reihenfolge, was die Absolventen vollkommen ablehnten (n=316):

- Informanten Verschwiegenheit zusagen, aber nicht einhalten (für 94 Prozent überhaupt nicht vertretbar)
- private Unterlagen, wie Briefe oder Fotos, von jemandem ohne dessen Zustimmung verwenden (85 Prozent)
- unwillige Informanten unter Druck setzen, um Informationen zu erhalten (72 Prozent)
- für vertrauliche Informationen Geld bezahlen (47 Prozent)
- versteckte Mikros oder Kameras benutzen (42 Prozent)
- sich als eine andere Person ausgeben (39 Prozent)
- eine andere Meinung oder Einstellung vorgeben, um Informanten Vertrauen einzufloßen (28 Prozent)
- sich als Mitarbeiter in einem Betrieb, einer Organisation betätigen, um an interne Informationen zu gelangen (27 Prozent)
- vertrauliche Regierungsunterlagen benutzen, ohne dafür eine Genehmigung zu besitzen (24 Prozent).

Bei ihrer Beurteilung orientierten sich die Absolventen offensichtlich an christlichen Werten. Das Gebot „Du sollst nicht lügen“ scheint ihnen dabei besonders am Herzen zu liegen. Auch die Einhaltung der Persönlichkeitsrechte und des Informantenschutzes sind ihnen wichtig. Recherchemethoden, die gegen diese Grundsätze verstoßen, sind für die ifp-Absolventen überwiegend nicht vertretbar.

Verdeckte Recherchemethoden, die Informationen aus Organisationen, Betrieben oder Unterlagen von Behörden oder Regierungen beschaffen sollen, fanden hingegen eine etwas höhere Zustimmung. Die Befragten wählten in diesen Fällen öfters die mittlere Bewertungskategorie (teilweise vertretbar) und lehnten die Vorgehensweise seltener ab.

Die meisten der angegebenen Recherchemethoden wurden von den Journalisten, die Weischenberg und Stroth befragt hatten, ebenfalls abgelehnt (vgl. Stroth 2007b, S. 81). Bewertungsunterschiede unter den Vergleichsgruppen zeigten sich lediglich bei der Recherche mit verstecktem Mikrofon und der Verwendung von vertraulichen Regierungsunterlagen ohne Erlaubnis. Die Journalisten, die am ifp ausgebildet wurden, hielten versteckte Mikrofone oder Kameras deutlich häufiger für vertretbar (voll und ganz/überwiegend: 15 Prozent), als die Journalisten bei Weischenberg (5 Prozent) oder Stroth (2 Prozent) (vgl. Tab. 1; Weischenberg et al. 2006, S. 301; Stroth 2007b, S. 164ff., Abb. 93; Abb. 99). Auch die Verwendung von vertraulichen Regierungsunterlagen ohne Erlaubnis war für die ifp-Absolventen häufiger vertretbar (voll und ganz/überwiegend 32 Prozent), als für die Journalisten bei Weischenberg (25 Prozent) und Stroth (14 Prozent).

Bewertung: voll und ganz oder überwiegend vertretbar; Prozentwerte wurden zusammengezählt und gerundet	Ergebnisse für alle ifp-Absolventen (n= 316)	Ergebnisse für Journalisten in Deutschland (Weischenberg-Studie)	Ergebnisse für katholische Journalisten (Stroth-Studie)
Vertrauliche Regierungsunterlagen verwenden, ohne Genehmigung	32	25	14
versteckte Mikros oder Kameras verwenden	10	5	2

Tab. 1: Vergleich der Zustimmung zu verschiedenen Recherchemethoden (Vergleichszahlen: Weischenberg et al. 2006, S. 301; vgl. Abb. 93 und 99; Stroth 2007b, S. 164–166).

Resümee und Ausblick

Bei seiner Gründung nahm das ifp im Bereich der studienbegleitenden Journalistenausbildung eine Pionierrolle ein. Der Entschluss, die Journalistenausbildung mit einem Studium zu kombinieren, hat sich als vorausschauend herausgestellt. Durch die Verbindung von Fachwissen und Sachwissen fühlen sich die Absolventen gut auf ihren Beruf vorbereitet. Geht es nach ihrer Zufriedenheit, scheint das ifp der Konkurrenz auf dem Ausbildungsmarkt gewachsen zu sein. Laut Aussagen der ehemaligen Stipendiaten erfüllt das ifp die Ausbildungsaufgabe durchweg gut – es gibt kaum Kritikpunkte.

In einer späteren Befragung könnte überprüft werden, ob die Integration der crossmedialen Angebote in die Ausbildung gelungen ist und ob sich dadurch für die Absolventen neue Arbeitsmöglichkeiten ergeben haben und wie sich die Bewertung der räumlichen und technischen Ausstattung seit dem Umzug in das ehemalige Kapuzinerkloster St. Anton verändert hat. Im Laufe der Jahre sind im Lehrplan immer mehr Medien berücksichtigt worden: Fernsehen, Online und Crossmedia. Theoretische Inhalte, wie beispielsweise Medienethik, sind konstant wichtige Elemente in der Ausbildung geblieben. In allen vier Jahrganggruppen stimmten die Absolventen mehrheitlich der Aussage zu, dass Medienethik am ifp eine große Rolle spielt – diese Meinung teilten die Stipendiaten-Jahrgänge 1980 bis 1989 am häufigsten (65 Prozent).

Über 60 Prozent der Absolventen bestätigten außerdem, dass sie in der ifp-Ausbildung gelernt haben, sich kritisch mit ihrem Beruf auseinanderzusetzen. Somit könnte sich das ifp der Kritik einiger Kommunikationswissenschaftler problemlos stellen, denen die Reflexion der journalistischen Ausbildung vor lauter Praxisorientierung oft zu kurz kommt (vgl. Altmeppen 2005, S. 145). Die Aussagen der Absolventen über ihren Glauben und ihr Rollenselbstverständnis lassen darauf schließen, dass es sich beim ifp nicht um eine „katholische Kaderschmiede“ handelt. Mehrheitlich bestimmt der Glaube das ganze Leben der Absolventen, nimmt aber keinen besonderen Stellenwert in ihrer Arbeit ein (69 Prozent). Der Spagat zwischen den Interessen des katholischen Trägers und dem Ideal, Journalismus ausgewogen und unabhängig zu vermitteln, scheint gelungen zu sein.

Vom ursprünglichen Vorreiter im Bereich der studienbegleitenden Journalistenausbildung hat sich das Institut zu einer festen Größe im Wettbewerb der Ausbildungsstätten entwickelt. Um diese Position auch künftig ausfüllen zu können, sind neben der deutlichen Abgrenzung gegenüber anderen Ausbildungsinstituten weiterhin qualitativ konkurrenzfähige Angebote notwendig.

Literatur

- Altmeppen, Klaus-Dieter (2005): Journalistenausbildung. In: Weischenberg, Siegfried/Kleinsteuber, Hans J./Pörksen, Bernhard (Hg.): Handbuch Journalismus und Medien. Konstanz, S. 142–148.
- Altmeppen, Klaus-Dieter/Hömberg, Walter (Hg.) (2002): Journalistenausbildung für eine veränderte Medienwelt. Diagnosen, Institutionen, Projekte. Wiesbaden.
- Böckelmann, Frank (1993): Journalismus als Beruf. Bilanz der Kommunikatorforschung im deutschsprachigen Raum von 1945 bis 1990. Konstanz.
- DJV: Deutscher Journalisten-Verband (Hg.) (2008): Journalist/in werden? Ausbildungsgänge und Berufschancen. DJV Wissen 5. Bonn.
- Fugunt, Isolde (2007): Fairer Journalismus. Das Institut zur Förderung des publizistischen Nachwuchses. In: Salzkörner: Materialien zur Diskussion in Kirche und Gesellschaft, Jg. 13, H. 1, S. 6.
- Gerhardy, Roger (2002): Als faire Partner im Wettstreit der Ideen. Zu den Ausbildungszielen des Institutes zur Förderung publizistischen Nachwuchses. In: *Communicatio Socialis*, Jg. 35, H. 2, S. 163-165.
- Hömberg, Walter (2002a): Expansion und Differenzierung. Journalistenausbildung in den vergangenen Jahrzehnten. In: Altmeppen, Klaus-Dieter/Hömberg, Walter (Hg.): Journalistenausbildung für eine veränderte Medienwelt. Diagnosen, Institutionen, Projekte. Wiesbaden, S. 17-30.
- Hömberg, Walter (2002b): Qualität kommt von Qual. Evaluationen sind aufwändig, aber sinnvoll. In: *Aviso – Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft*, Jg. 29, S. 4–5.
- Innerhofer, Josef (1992): Professionalität und Unabhängigkeit. Das Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses in München. In: *Communicatio Socialis*, Jg. 25, H. 4, S. 368-382.
- Ifp: Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e. V. (Hg.) (1991): Im offenen Dialog nach der Wahrheit suchen. München.
- Ifp: Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e. V. (Hg.) (1999): 30 Jahre ifp. 10 Jahre kma. Von Prof. Dr. Josef Innerhofer zu P. Roger Gerhardy OSA. Die Reden und Dokumente. München.
- Ifp: Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e. V. (Hg.) (2009a): Adressbuch 2009/2010. München.
- Ifp: Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e. V. (Hg.) (2009b): Studienbegleitende Journalistenausbildung. München. Abgerufen unter: http://www.ifpkma.de/images/stories/pdf/service/broschueren/flyer_stipendiaten_18.06.2009.pdf. Zuletzt zugegriffen am: 19. April 2011.
- Ifp: Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e. V. (Hg.) (2009c): Die katholische Journalistenschule stellt sich vor. Abgerufen unter: http://www.ifpkma.de/images/stories/pdf/service/broschueren/ifp_flyer.pdf. Zuletzt zugegriffen am: 19. April 2011.

- Mast, Claudia (2008): ABC des Journalismus. Ein Handbuch. Konstanz.
- Mast, Claudia (2000): Berufsziel Journalismus. Aufgaben, Anforderungen und Ansprechpartner. Opladen.
- Neuberger, Christoph (2005): Die Absolventenbefragung als Methode der Lehrevaluation in der Kommunikationswissenschaft. Eine Synopse von Studien aus den Jahren 1995 bis 2004. In: Publizistik, Jg. 50, H. 1, S. 74-103.
- Nicolini, Marcus (2005): Nadelöhr journalistischer Berufseinstieg. Gute Chancen für Stipendiaten des Institutes zur Förderung publizistischen Nachwuchses. In: Communicatio Socialis, Jg. 38, H. 2, S. 198-212.
- Prummer, Karin (2008): Woher kommen die Journalisten der Zukunft? Stärken, Schwächen, Potentiale – eine Evaluation der überbetrieblichen Journalistenausbildung in Bayern. Diplomarbeit. Eichstätt.
- Requate, Jörg (2002): Journalismus als Beruf. Überlegungen zu einem theoretischen Gerüst. In: Neverla, Irene (Hg.): Grundlagentexte zur Journalistik. Konstanz, S. 417-454.
- Seibel, Wolfgang (1990): Was erwartet die Kirche von jungen Journalisten? In: Communicatio Socialis, Jg. 23, H. 1, S. 46–53.
- Stenert, Ute (1997): Journalistische Kompetenzvermittlung am Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. (IFPN). Evaluation der studienbegleitenden Ausbildung am Beispiel des Stipendiatenjahrganges 1993. Magisterarbeit. Münster.
- Stroth, Nicole (2007a): Missionieren oder informieren? Das Selbstverständnis katholischer Journalisten in Deutschland. In: Communicatio Socialis, Jg. 40, H. 4, S. 335-349.
- Stroth, Nicole (2007b): Neutraler Vermittler, Ratgeber, Missionar? Selbstverständnis und Rollenbild katholischer Journalisten in Deutschland. Diplomarbeit. Eichstätt.
- Weischenberg, Siegfried/Malik, Maja/Scholl, Armin (2006): Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland. Konstanz.

Andreas Müller/
Sarah Stoffel/
Madeleine Siegler

Die Volontärsausbildung am ifp Befragung ihrer Teilnehmer

Beginnend mit der Kommunikatorstudie von Kepplinger (1979) hat die Journalismusforschung im deutschsprachigen Raum in den vergangenen Jahrzehnten einen erheblichen Aufschwung erlebt. Insbesondere seit den Neunzigerjahren finden sich vielfältige Untersuchungen zur Berufsgruppe der Journalisten, die Fragen u. a. nach demographischen Merkmalen, Bildungs- und Karrierewegen oder dem Rollenverständnis thematisieren (vgl. Böckelmann 1993, Pürer 1997, Raabe 2005). Vor allem im Kontext der sich in den letzten Jahren quantitativ wie qualitativ rasant wandelnden Medienbranche (vgl. Neuberger, 2009, S. 38f.) erlangen Fragen nach den darin handelnden Akteuren zunehmende Bedeutung.

Wer sind also die Menschen, die hinter den Berichterstattungen stehen? Wie sind die Redakteure zum Journalismus gekommen? Welche Einstellungen und Meinungen vertreten sie? Und welches berufliche Rollenverständnis leitet sie? Analog zum Beitrag von Isabelle Modler in diesem Heft wird diesen Fragen anhand einer Befragung von Absolventen des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp) in München nachgegangen. Bezieht sich die Erhebung von Modler auf die studienbegleitende Journalistenausbildung am ifp, fokussiert die hier vorgestellte Studie die dortige Volontärsausbildung der katholischen Presse und des privaten Hörfunks.

Forschungsrahmen

Mit Blick auf Wandlungsprozesse im publizistischen Arbeitsfeld ist die quasi längsschnittliche Studie „Journalismus in Deutschland“ von Weischenberg, Malik und Scholl (2006) aus den Jahren 1993 und 2005 besonders aufschlussreich. Die Ergebnisse verweisen auf vielfältige Veränderungen im Journalismus über die Jahrtausendgrenze hinweg:

- Hinsichtlich der journalistischen Ausbildung verdeutlicht die Studie den zeitstabilen hohen Stellenwert des Volontariats im Journalismus. Auch Praktika haben in den vergangenen Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen: Die Zahl der Journalisten, die ein themen-

spezifisches Praktikum absolviert haben, hat sich im Betrachtungszeitraum von 32 Prozent auf 69 Prozent mehr als verdoppelt (S. 65-68). Hier deutet sich demnach eine zunehmende formale Qualifizierung und Professionalisierung des Berufsfeldes an.

- Die journalistische Tätigkeit selbst ist durch eine Abnahme des Printjournalismus geprägt. Gleichzeitig steigt der Anteil der freiarbeitenden Journalisten besonders im Bereich Hörfunk und Fernsehen deutlich an. Inhaltlich zeichnet sich eine erhebliche Verschiebung der Themenfelder hin zu den Rubriken Regionales/Lokales und Lifestyle ab (S. 11-49).
- Das Rollenbild der Journalisten ist nach wie vor in hohem Maße durch die neutrale Vermittlung von Information an die Rezipienten geprägt (S. 97-119). Die Befunde verweisen zudem auf einen Rückgang der Anwendung ethisch problematischer Recherchemethoden im Zeitverlauf (S. 174-177).

Aus der Analyse von Weischenberg, Malik und Scholl (2006) lassen sich deutliche Wandlungsbewegungen in der Medienlandschaft herauslesen – weiterführende, aktuelle längsschnittliche Studien, die Merkmale und Einstellungen von Journalisten erfassen, liegen jedoch nur begrenzt vor. Hier setzt die vorliegende Studie durch die Befragung aller Absolventen der Volontärsausbildung am ifp an. Zwar kann durch die retrospektive Befragung der Absolventen nur ein künstlicher Längsschnitt konstruiert werden, nichtsdestotrotz ergeben sich hieraus interessante Ansatzpunkte zu Veränderungstendenzen über die Ausbildungsjahrgänge seit Ende der 1970er Jahre hinweg.

Beschreibung der Ausbildungsgänge am ifp

Das ifp in München bietet neben der studienbegleitenden Journalistenausbildung unter anderem auch eine zweijährige Volontärsausbildung der katholischen Presse und des privaten Hörfunks an. Das Volontariat in der katholischen Presse, gestartet 1978, soll den Absolventen ermöglichen, den späteren Berufsweg ortsunabhängig in allen Mediengattungen einzuschlagen. Die Ausbildungsredaktionen sind über das ganze Bundesgebiet verteilt und umfassen Wochenzeitungen, Bildredaktionen sowie Onlinemedien. Neben überbetrieblichen Praktika im Umfang von zwölf Wochen absolvieren die Volontäre auch interne Seminare im ifp von insgesamt acht Wochen Dauer.

Die Ausbildung der Volontäre im privaten Hörfunk findet in Redaktionen statt, die journalistische Beiträge zu kirchlichen Themenfeldern erstellen. Die Teilnehmer absolvieren zusätzlich vier vom ifp

veranstaltete Seminare (Gesamtzeit sechs Wochen) sowie insgesamt zwölf Wochen Praktika bei Medien außerhalb der Ausbildungsredaktion. Auch die Bereiche Print, Online oder Fernsehen dürfen hierbei abgedeckt werden. Voraussetzungen zur Bewerbung für beide Volontärsausbildungen sind Abitur oder, bei Mittlerer Reife, eine abgeschlossene Berufsausbildung. Ein Hochschulabschluss ist jedoch keine zwingende Voraussetzung für die Aufnahme (vgl. ifp 2011).

Ziele und Inhalte der Studie

Die inhaltlichen Elemente und Ziele der vorliegenden Studie lassen sich anhand des folgenden Schemas, das die Zeitspanne noch vor Beginn der Volontärsausbildung bis zur aktuellen beruflichen Situation abdeckt, darstellen:

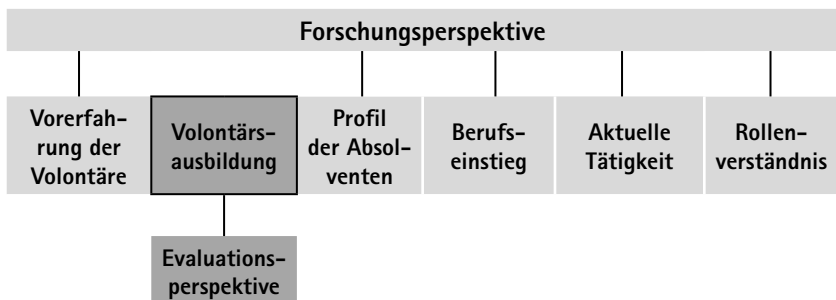


Abb. 1: Schematische Darstellung der Studieninhalte

Erfasst wurde zunächst, über welches Profil die derzeitigen Auszubildenden und die Absolventen verfügen, dies impliziert auch vorhandene Vorerfahrungen der Volontäre. Erfragt wurde darüber hinaus, wie sich der weitere berufliche Werdegang der Volontäre vom Berufseinstieg zur aktuellen Tätigkeit vollzog. Mit Blick auf die katholische Trägerschaft des ifp wurden hierbei auch das Rollenverständnis und berufsethische Aspekte thematisiert. Insbesondere da quasi längsschnittliche Angaben der Absolventen seit 1978 vorliegen, sind die genannten Aspekte aus Forschungsperspektive interessant – so ergeben sich z. B. Einblicke in gewandelte Qualifikationsanforderungen im Journalismus.

Eher mit Innenperspektive auf die Volontärsausbildung im ifp wurden die Absolventen zu ihren Erfahrungen im Rahmen der Ausbildungsgänge befragt. Da sich auch diese Evaluation über alle Volontärsjahrgänge seit 1978 erstreckt, resultieren hieraus Hinweise zur Wahrnehmung der Ausbildungsgänge im Zeitverlauf.

Methodik und Stichprobe

Im Rahmen der Studie wurde eine Vollerhebung aller derzeitigen Teilnehmer sowie Absolventen der Volontärsausbildung der katholischen Presse sowie des privaten Hörfunks am ifp angestrebt. Für die Erhebung wurde ein quantitativer, mittels der Software mrInterview erstellter, Onlinefragebogen eingesetzt. Sowohl inhaltlich als auch systematisch ist das Befragungsinstrument eng angelehnt an den Fragebogen für die Absolventen der studienbegleitenden Journalistenausbildung des ifp, der im Jahr 2010 eingesetzt wurde (vgl. Modler in diesem Heft).

Per E-Mail angeschrieben werden konnten 506 von insgesamt 571¹ aktuellen Teilnehmern und Absolventen der Volontärsausbildung der katholischen Presse sowie des privaten Hörfunks aus den Ausbildungsjahrgängen 1978 bis 2011. Im Bearbeitungszeitraum von Mitte Dezember 2010 bis Ende Januar 2011 erfolgte eine Rückmeldung von insgesamt 198 Personen² – dies entspricht einer für Onlinebefragungen im gegebenen Rahmen³ akzeptablen Rücklaufquote von 35 Prozent. Die teilnehmenden Volontäre verteilen sich folgendermaßen auf die gruppierten Ausbildungsjahrgänge:

Ausbildungsjahrgang	T _n _{absolut}	T _n _{gültige Prozent}
1978	6	3,1
1980 bis 1989	43	22,0
1990 bis 1999	48	24,5
2000 bis 2007	57	29,1
2008 bis 2011	42	21,4

Tab. 1: Verteilung der Befragten auf die Volontärsjahrgänge (jeweils Beginn der Ausbildung)

- 1 Stand Herbst 2010.
- 2 Die Teilnehmer und Absolventen der beiden Volontärsausbildungen werden nachfolgend zusammengefasst betrachtet, da von den Volontären des privaten Hörfunks nur sehr wenige Rückmeldungen vorliegen (N=15). Empirisch lässt sich die Zusammenführung rechtfertigen, da Gruppenvergleiche (T-Tests) keine statistisch absicherbaren Differenzen zwischen den beiden Ausbildungsgruppen bei den durchgeführten Analysen ausweisen.
- 3 Negativ auf die Rücklaufquote könnten sich hier ausgewirkt haben: kleine und altersheterogene Grundgesamtheit; zudem wurden keine Incentives etc. für die Teilnahme angeboten (vgl. Maurer & Jandura, 2009).

Ergänzend zu den bei Modler in diesem Heft verwendeten Jahrgangsgruppen, wurden die aktuellsten Jahrgänge ab 2008 separat erfasst. Dies erscheint zum einen lohnenswert, um vergleichbar große Gruppen zu erhalten. Zum anderen aber vor allem, weil das ifp mit dem Jahr 2008 in neue Räumlichkeiten im ehemaligen Münchner Kapuzinerkloster St. Anton gezogen ist und somit andere Rahmenbedingungen für die Ausbildungsgänge geschaffen wurden.

Wenig verwunderlich sind die aktuellsten Ausbildungsjahrgänge unter den Beteiligten überrepräsentiert, alleine Volontäre aus den Jahren 2010 und 2011 stellen mehr als 10 Prozent der Teilnehmer (N=25). Entsprechend der weiten Streuung bei den Ausbildungsjahrgängen liegt auch eine große Altersspannweite von 21 bis 56 Jahren bei den Befragten vor. Weitere deskriptive Angaben zur Stichprobe finden sich im folgenden Abschnitt zum Profil der Volontäre.

Das Profil der Volontäre

Die Gliederung der nachfolgenden Ergebnisdarstellung orientiert sich eng an der Struktur der 2010 durchgeführten Befragung der Absolventen der studienbegleitenden Journalistenausbildung am ifp. Auch wenn ein direkter Vergleich auf Grund der unterschiedlichen Ausbildungsgänge gerade mit Blick auf die Bewertung des ifp nur eingeschränkt möglich ist, mag eine gleichförmige Aufbereitung der Befunde doch zu einem umfassenderen Gesamtbild bezüglich der Absolventen sowie der Ausbildungsstrukturen am ifp beitragen.

Die folgenden Angaben beschreiben über Mittelwerte bzw. mehrheitliche Angaben der Befragten einen durchschnittlichen Teilnehmer oder Absolventen der Volontärsausbildung des ifp. Dieses „mittlere“ Profil kann nur bedingt auf einzelne Personen angewendet werden, insbesondere da die Angaben teils eine hohe Streuung aufweisen.

Der typische Teilnehmer der Volontärsausbildung am ifp ist weiblich (60,1 Prozent), 37 Jahre alt und Mitglied in einem Berufsverband (59,6 Prozent). Dementsprechend häufig finden sich andere Journalisten im Bekanntenkreis der Volontäre (78,8 Prozent). Zu Entscheidungsträgern aus Politik und Kirche pflegt rund jeder dritte Teilnehmer Kontakte, wohingegen die Verbindungen zu bedeutsamen Wirtschafts- (18,2 Prozent) und vor allem Gewerkschaftsvertretern (4 Prozent) deutlich geringer ausfallen.

Fast alle Befragten sind katholisch (95,5 Prozent), jeweils rund 13 Prozent beschreiben sich jedoch als christlich mit oder ohne engen Bezug zur Kirche. Bei der überwiegenden Mehrheit liegt zwar eine grundlegende Verbundenheit zum Christentum und zur Kirche

vor, diese wird jedoch ergänzt durch eine eher kritisch reflektierende Distanziertheit bei Detailfragen (68,9 Prozent). Dementsprechend spielt die katholische Ausrichtung des ifp zwar eine gewisse, aber keine entscheidende Rolle für den Großteil der Absolventen (63,1 Prozent).

Mit Blick auf den vorherigen Ausbildungsweg der Volontäre zeigt sich, dass 180 (90,9 Prozent) von ihnen ein Studium absolviert haben. Am häufigsten wurde ein Magister- oder Diplomabschluss erworben (45,6 Prozent bzw. 22,8 Prozent), rund jeder Zehnte erlangte ein Staatsexamen, etwa 5 Prozent haben promoviert. Die überwiegende Mehrheit absolvierte ein geisteswissenschaftliches Studium (76,1 Prozent), jeder Sechste widmete sich den Sozialwissenschaften. 87,5 Prozent der Teilnehmer und Absolventen haben schon vor dem Volontariat praktische Erfahrungen im Journalismus, Medienbereich oder in der Öffentlichkeitsarbeit gesammelt. Als primäres Tätigkeitsfeld für ein Praktikum oder eine freiberufliche Tätigkeit wurden von einer Mehrheit der Befragten (rund 60 Prozent) Zeitungsredaktionen gewählt, gefolgt von Zeitschriften- und Hörfunkredaktionen (28,6 bzw. 21,4 Prozent). Im Bereich Public Relations absolvierten 25 Prozent der Befragten ein Praktikum, rund 21 Prozent arbeiteten hier als freier Mitarbeiter. Darüber hinaus absolvierte rund ein Drittel der Befragten zusätzlich zur Ausbildung am ifp (und einem Erststudium) ein Zweitstudium, ein weiteres Volontariat oder eine andere Berufsausbildung.

Es stellt sich nun die Frage, ob sich das Profil der Volontäre im Zeitverlauf verändert hat. Indizien hierfür finden sich, wenn man einige der bis dato vorgestellten Beschreibungskriterien längsschnittlich über die einzelnen Jahrgangsguppen hinweg betrachtet (vgl. Abb. 2). Zu erkennen ist eine deutliche und kontinuierliche Zunahme (45 Prozent) von Teilnehmern, die noch vor Beginn des Volontariats praktische Erfahrung im weiteren journalistischen Bereich gesammelt haben. Der Anteil der Hochschulabsolventen ist primär in den Achzigerjahren gestiegen (20 Prozent) und verbleibt in den vergangenen zwei Jahrzehnten stabil bei über 90 Prozent.⁴ Bemerkenswert ist auch der deutliche Anstieg von Frauen bei der Volontärsausbildung zur Jahrtausendwende hin, nachdem in den 20 Jahren zuvor die diesbezügliche Quote relativ stabil unter 50 Prozent stagnierte.

4 Genauere Analysen zeigen eine kontinuierliche Zunahme des Anteils der Hochschulabsolventen im Verlauf der 1980er Jahre. Es handelt sich hier also nicht nur um einen Schwelleneffekt, der durch die Gruppierung der Jahrgänge auftritt.

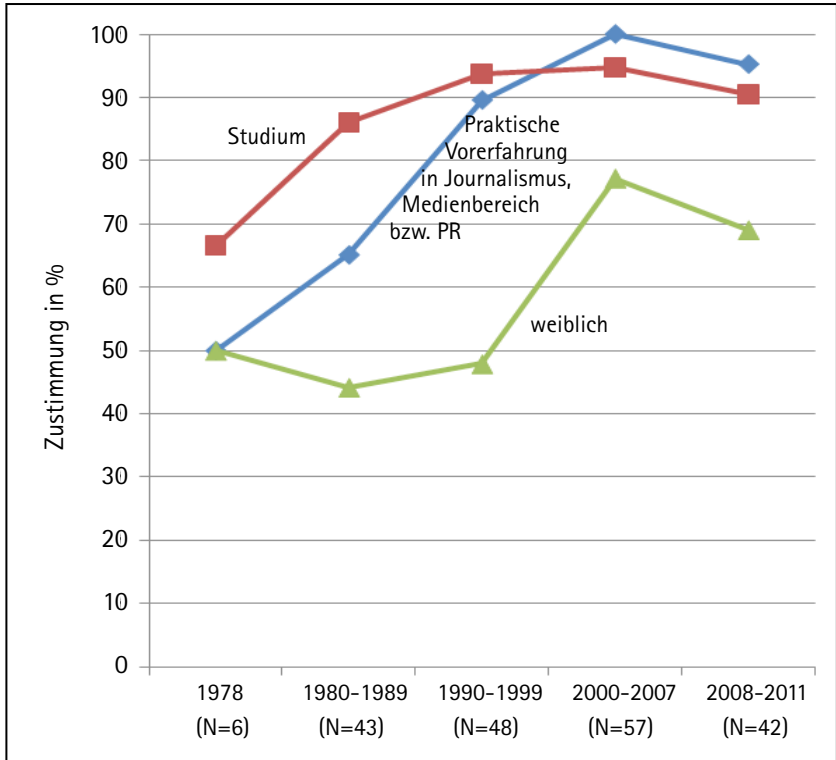


Abb. 2: Veränderung des Volontariats im Zeitverlauf

Bei der Interpretation dieser Befunde bleibt zu berücksichtigen, dass die einzelnen Jahrgangsguppen teils nur geringe Fallzahlen aufweisen und die Ergebnisse somit nur begrenzt belastbar sind. Auch gesamtgesellschaftliche Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten sollten bedacht werden. So führte z. B. die verstärkte Bildungsbeteiligung mit steigender Studierendenquote branchenübergreifend zu erhöhten Qualifikationsanforderungen.

Beurteilung der Volontärsausbildung am ifp

Die Volontärsausbildung am ifp wird von den Teilnehmern und Absolventen durchweg positiv bewertet. Wie die nachfolgende Abbildung 3 verdeutlicht, beurteilen jeweils mindestens 70 Prozent der Befragten die acht Bereiche mit gut oder sehr gut. Besonders positiv eingeschätzt werden die enge Verknüpfung von Theorie und Praxis, das Arbeitsklima zwischen Dozenten und Volontären sowie die personelle Ausstattung des Ausbildungsgangs.

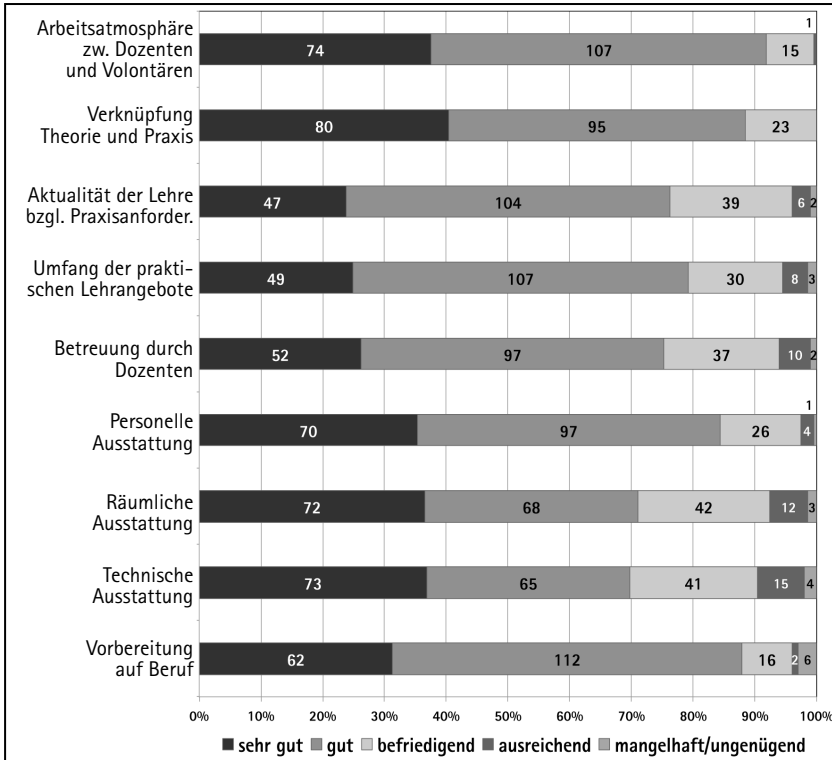


Abb. 3: Bewertung der Volontärsausbildung am ifp (N = 197-198)

Auf absolut gesehen unbedenklichem Niveau werden die zur Verfügung stehenden technischen Ressourcen noch am niedrigsten bewertet. Mit Blick auf die schon etwas ältere Befragung der Absolventen der Journalistenausbildung (vgl. Beitrag von Modler in diesem Heft) fallen die Einschätzungen zur technischen Ausstattung jedoch um immerhin 0,3 Punkte besser aus. Hier könnten sich mögliche technische Neuerungen nach dem Umzug des ifp in die neuen Räumlichkeiten des ehemaligen Klosters St. Anton im Jahr 2008 positiv widerspiegeln (vgl. Abb. 4). Auch die zusammenfassende Frage, ob die Volontärsausbildung auf das nachfolgende Berufsleben vorbereitet, wird von der überwiegenden Mehrheit positiv beantwortet (87,9 Prozent). Lediglich sechs Teilnehmer schätzen diesen Aspekt kritisch ein.

Bemerkenswert ist, wie die Volontärsausbildung im Zeitverlauf bewertet wird. Da die Angaben der Befragten sich jeweils auf ihre eigenen Erfahrungen während des Volontariats beziehen, können die Befunde als längsschnittliche Beurteilung sich wandelnder Ausbil-

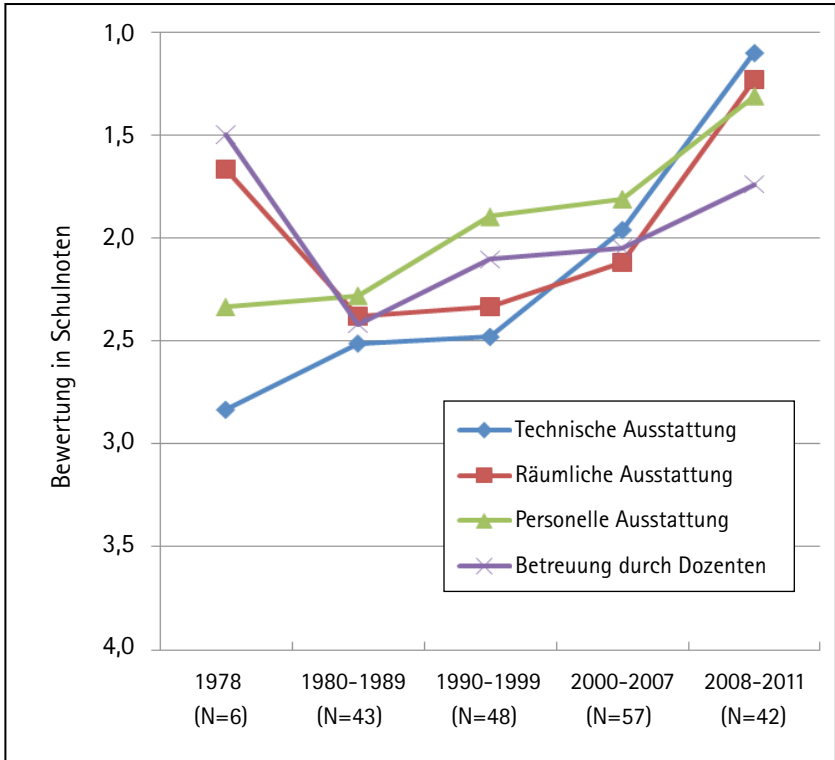


Abb. 4: Bewertung der Volontärsausbildung am ifp im Zeitverlauf

dungsbedingungen interpretiert werden. Abbildung 4 beinhaltet diejenigen vier Aspekte, bei denen sich zwischen den Jahrgangsruppen statistisch signifikante Effekte nachweisen lassen.⁵ Die oben angesprochenen, aber nachstehend nicht angeführten Fragebereiche bleiben über den Betrachtungszeitraum von rund 30 Jahren hinweg auf dem beschriebenen Niveau stabil.

Lässt man auf Grund der geringen Gruppengröße den Eingangsjahrgang (1978) außer Acht, ergeben sich deutlich zwei Bewertungsmuster: Erstens, werden alle vier Aspekte über die vergangenen Jahrzehnte hinweg, wenn auch teils moderat, so doch kontinuierlich bis zum Jahr 2007 hin positiver bewertet. Zweitens scheint sich der Umzug des ifp in die neuen Räumlichkeiten im ehemaligen Kapuzinerkloster im Jahr 2008 positiv bemerkbar zu machen: Technische,

5 Berechnet durch ANOVA-Gruppenvergleiche mit post-hoc-Tests nach Scheffé und Duncan.

räumliche und personelle Ausstattung werden signifikant besser eingeschätzt als in den Jahren zuvor. Auch die Betreuung durch die Dozenten wird positiver wahrgenommen, diese Veränderung bleibt aber auf geringfügigem Niveau. Insbesondere bei den hier gestellten Fragen zur subjektiven Bewertung des Ausbildungsganges sollten bei der Interpretation der Befunde die Grenzen einer solchen retrospektiven Vorgehensweise bedacht werden. So können Verzerrungseffekte beim Rückblick auf ein vor mehreren Jahren absolviertes Volontariat nicht ausgeschlossen werden.

Für Anbieter von Ausbildungsgängen ist es nicht nur von Interesse, wie Kursangebote von den Teilnehmern selbst – quasi aus der Innenperspektive – bewertet werden. Mit Blick auf die Marktpositionierung – und somit die externe Perspektive – ist auch bedeutsam, ob bzw. wie schnell und reibungslos den Absolventen der Einstieg in das Berufsleben gelingt.

Der Berufseinstieg der Volontäre

Der Übergang in das Berufsleben scheint für die meisten Teilnehmer und Absolventen der Volontärsausbildung problemlos zu verlaufen. Rund zwei Drittel fanden ihre erste Stelle noch während der Ausbildung oder maximal sechs Monate später (vgl. Abb. 5). Rund 47 Prozent der Befragten erhielten mit ihrer ersten Anstellung sofort ein unbefristetes Arbeitsverhältnis, 35 Prozent ein befristetes. Etwa jeder Fünfte ist direkt im Anschluss an das Volontariat selbstständig tätig oder hat eher unregelmäßige Beschäftigungsverhältnisse.

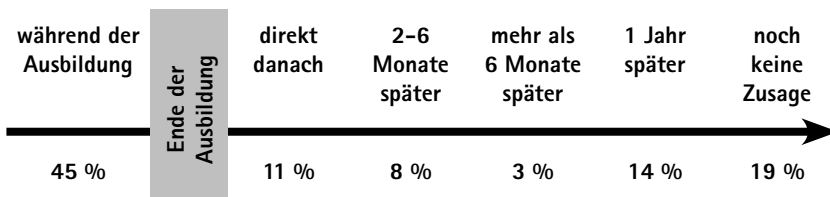


Abb. 5: Einstieg in das Berufsleben (n= 198)

Der Weg in die erste Anstellung verläuft bei vielen Volontären recht klassisch über Bewerbungen – primär auf Stellenanzeigen hin, aber auch initiativ (31,9 Prozent bzw. 21,3 Prozent). Ein vorheriges Praktikum bzw. private Beziehungen ermöglichen rund 17 Prozent den Zugang zum ersten Arbeitgeber. Demgegenüber spielen Kontakte, die über das ifp selbst angebahnt wurden, eher eine untergeordnete Rolle (8,7 Prozent) – seien es nun Kontakte der Dozenten oder

zu ehemaligen Ausbildungskollegen. Dies korrespondiert mit der insgesamt eher kritischen Beurteilung des Netzwerks des ifp – 113 von 155 Befragten (72,9 Prozent) bewerten dieses zumindest eher negativ. Auch eigene Suchanzeigen, Kontakte auf Messen bzw. Jobbörsen oder die Vermittlung über die Bundesagentur für Arbeit spielen für die Teilnehmer und Absolventen keine Rolle bei der Stellensuche. Da nur bei einer Minderheit der Volontäre⁶ die erste Anstellung mit der derzeitigen identisch ist, lohnt sich ein zusätzlicher Blick auf die aktuellen Tätigkeitsfelder der Absolventen.

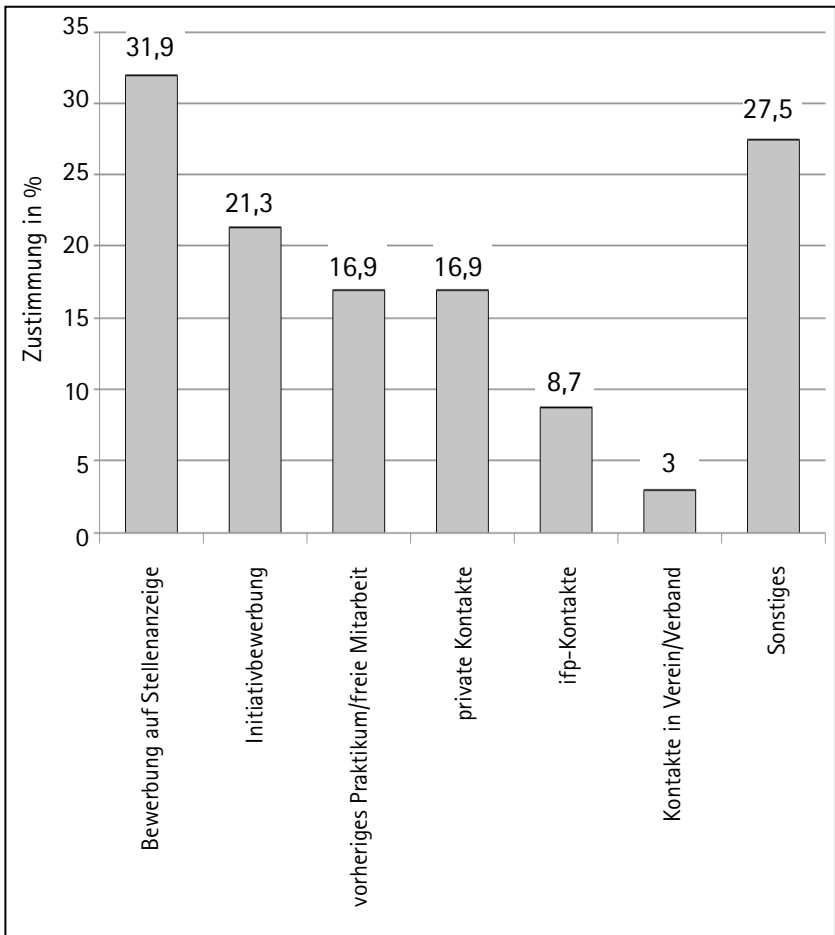


Abb. 6: Wege zur ersten Anstellung nach der Volontärsausbildung (N=160; Mehrfachantworten möglich)

6 34 von 147 Angaben (= 23,1 Prozent)

Aktuelle Tätigkeitsfelder der Absolventen

Rund jeder zweite der Absolventen⁷ ist ausschließlich im Journalismus tätig. Dies mag auf den ersten Blick wenig erscheinen, relativiert sich aber dadurch, dass ein Großteil der weiteren Volontäre in der sehr nahestehenden Medienbranche oder in der Öffentlichkeitsarbeit/PR bzw. in kombinierten Arbeitskontexten (24 Prozent) beschäftigt ist. Hier deutet sich an, dass journalistische Tätigkeitsfelder heutzutage wenig trennscharf sind, sondern vielfältige Schnittstellen mit Nachbardisziplinen aufweisen.

Bei denjenigen, die aktuell nicht im weiteren journalistischen Feld tätig sind (8 Prozent; N=13), verweisen rund die Hälfte darauf, dass sich ihr Berufswunsch generell geändert habe. Andere Gründe, wie fehlende Arbeitsstellen, die Unsicherheit des Arbeitsplatzes oder zu geringe Bezahlung, werden nicht auffällig häufig genannt.

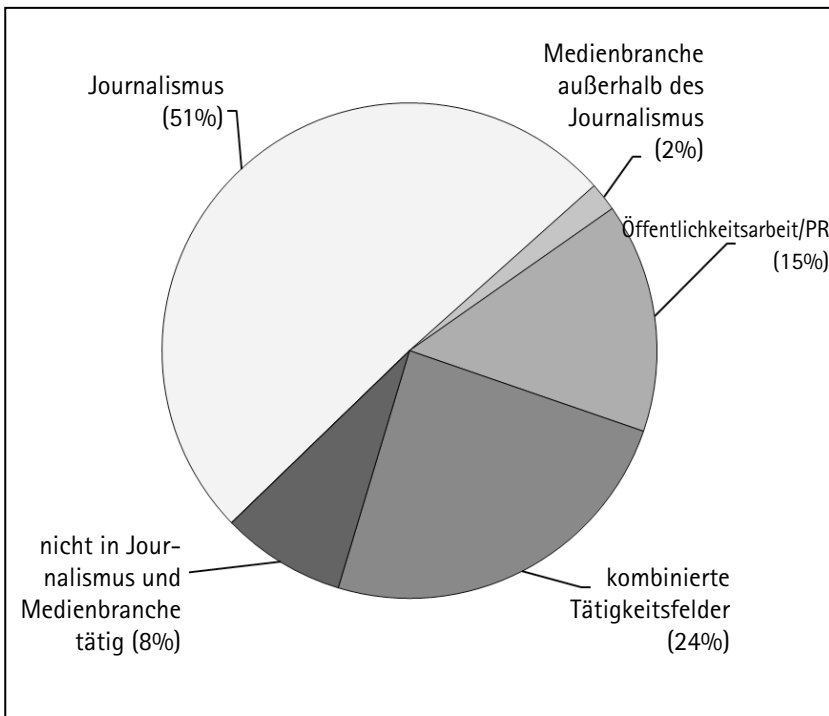


Abb. 7: Aktuelle Tätigkeitsfelder ehemaliger Volontäre (N=160)

7 Die aktuell noch in der Ausbildung befindlichen Volontäre konnten zu den nachfolgenden Fragen natürlich keine Angaben machen.

Ein detaillierter Blick auf einzelne Mediengattungen oder Institutionsformen, in denen die Absolventen aktuell tätig sind, verweist auf die vielfältigen Arbeitsbereiche, die Journalisten offenstehen. Rund 60 Prozent der Absolventen arbeiten bei Zeitungen, Zeitschriften oder im Buchverlagswesen. Mit 37,4 Prozent bietet auch der Public Relations- und Marketingbereich einer Vielzahl von Absolventen ein Tätigkeitsfeld. Rund jeder Vierte ist mittlerweile in Onlineredaktionen oder im Hörfunk und Fernsehen beschäftigt, wobei hier die öffentlich-rechtlichen Anstalten mit 20 Prozent den deutlich höheren Zuspruch erfahren. Eine wissenschaftliche Karriere scheint demgegenüber im Anschluss an das Volontariat für die meisten der Absolventen keine Option darzustellen.

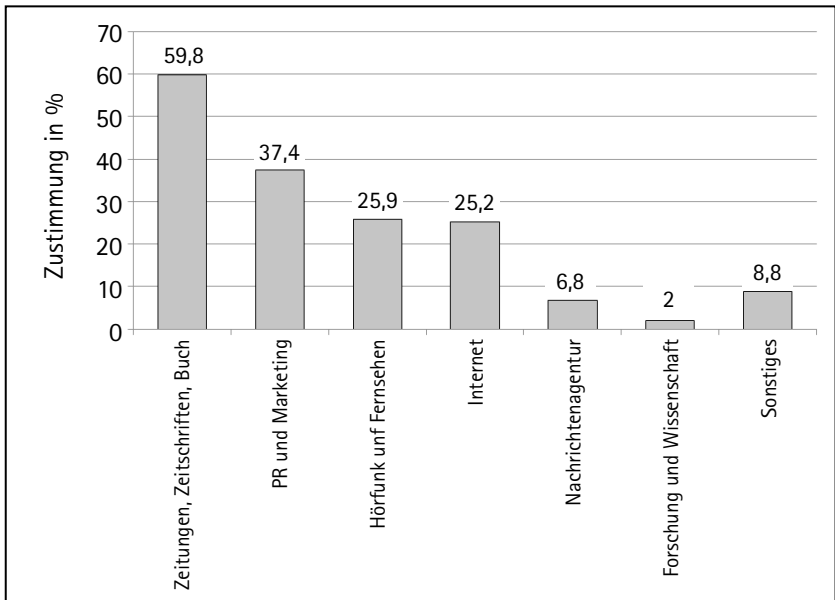


Abb. 8: Mediengattungen bzw. Institutionen, in denen die Absolventen aktuell tätig sind (N=147; Mehrfachantworten möglich)

Fokussiert man schließlich auf einzelne Ressorts bzw. Themenfelder, zeigt sich, dass viele der Absolventen (N=147; Mehrfachantworten möglich) dem kirchlich-religiösen Sektor auch über das Volontariat hinaus treu bleiben (44,9 Prozent). In etwa jeder Dritte beschäftigt sich zudem mit den Themenfeldern Regionales/Lokales, Aktuelles, Politik sowie Soziales/Jugend und Familie. Die Heterogenität der gewählten Antworten sowie die Vielzahl der Nennungen (insgesamt 435) deuten an, wie thematisch vielfältig die Arbeitsfelder der Absolventen sind.

Rollenverständnis der Volontäre

Ein erster Blick auf nachfolgende Abbildung 9 verdeutlicht, dass sich die meisten Absolventen (85,7 Prozent) als Vermittler komplexer Sachverhalte verstehen, eine leichte Mehrheit (58,5 Prozent) sieht sich auch als präziser und neutraler Anbieter von Informationen. Dieses eher nüchterne Rollenverständnis deckt sich gut mit den sachlichen Themenfeldern, in denen die Volontäre zuvorderst tätig sind (vgl. Kap. 5.4). Auch wenn jeweils ein gutes Drittel im Kontext der eigenen Berufsausübung kritische Missstände thematisieren und auch Glaubenthemen ansprechen will (36,1 Prozent bzw. 31,1 Prozent), scheinen die Absolventen überwiegend frei von politischem wie religiösem Sendungsbewusstsein zu sein. Diesbezügliche Aspekte wie das Vermitteln religiöser Inhalte oder die Kontrolle gesellschaftspolitischer Elemente werden von den meisten Befragten nicht mit dem eigenen Rollenbild assoziiert (11,7 Prozent bzw. 8,2 Prozent).

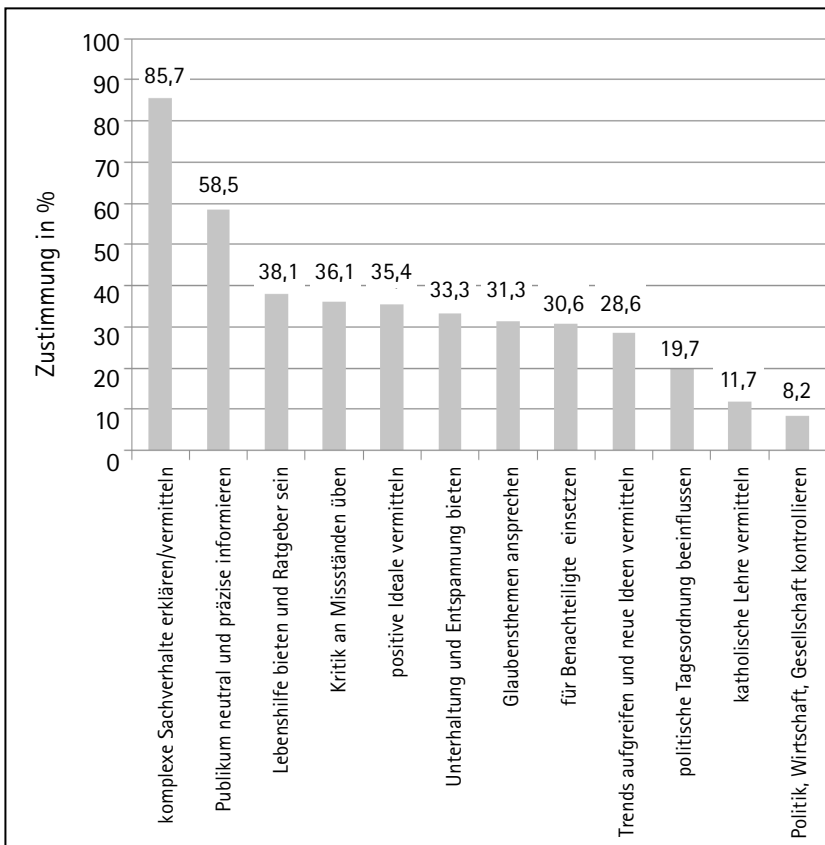


Abb. 9: Rollenverständnis der ehemaligen Volontäre (N=147)

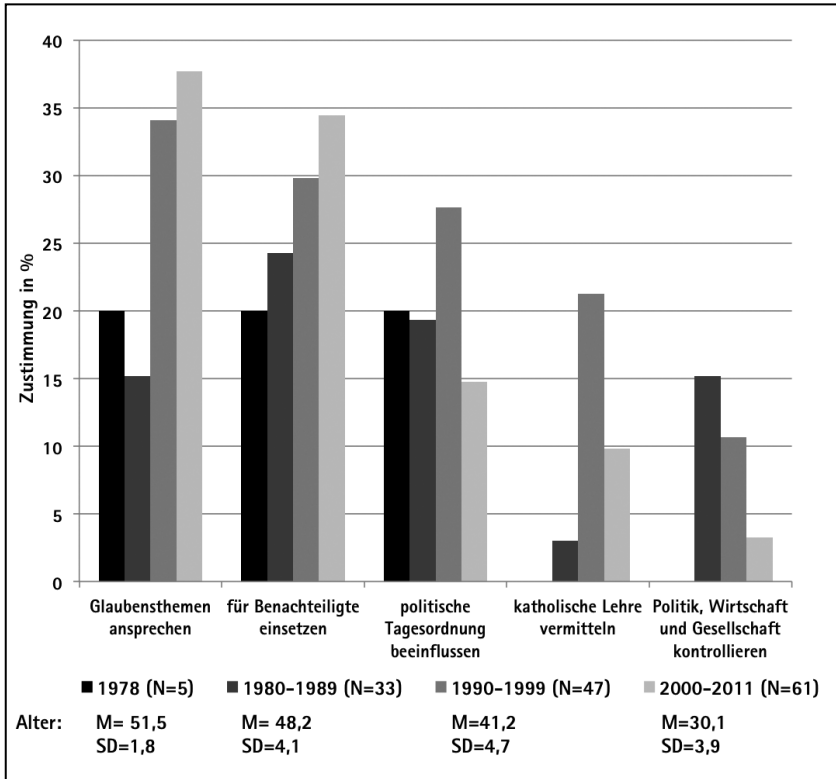


Abb. 10: Rollenverständnisses der Absolventen in Abhängigkeit vom aktuellen Alter (N=146)

Da die Befragung aller Absolventen zeitgleich Ende 2010 stattfand, beziehen sich die Angaben zum Rollenbild auf aktuelle persönliche Werte und Einstellungen. Diese sind zeitlich relativ labil und können deswegen per se nicht in eine retrospektive Zeitreihe gebracht werden, anders als stabile Faktoren wie Studium oder Geschlecht. Dementsprechend sind nur Aussagen über aktuell vorliegende Rollenbilder in Abhängigkeit vom Alter der Volontäre möglich, nicht jedoch zu Veränderungen über die Zeit⁸.

Ein Blick auf das aktuelle Rollenverständnis der Volontäre in den einzelnen Altersgruppen (vgl. Abbildung 10) erbringt insgesamt keine statistisch absicherbaren Unterschiede zwischen den einzelnen Aus-

8 Ausbildungsjahrgang und Alter der Volontäre korrelieren hochsignifikant negativ miteinander ($r=-.94$), d.h. je später ein Absolvent seine Ausbildung begonnen hat (z.B. 2010) desto jünger ist er aktuell (z.B. 27).

bildungsjahrgangsgruppen.⁹ Rein deskriptiv lassen einige Befunde zu religiös und gesellschaftspolitisch fundierten Rollenmerkmalen jedoch zumindest Vermutungen zu unterschiedlichen Einstellungen in den einzelnen Altersgruppen zu: Vernachlässigt man wegen der geringen Gruppengröße (N=5) den Eingangsjahrgang von 1978, finden sich für eher moderate, soziale Rollen Aspekte wie dem bloßen Ansprechen von Glaubenthemen sowie dem Einsetzen für Benachteiligte höhere Zustimmungsraten je jünger die Absolventen sind (15 Prozent zu 38 Prozent bzw. 24 Prozent zu 34 Prozent). Demgegenüber liegen für Rollenmerkmale, die eine aktive Einflussnahme im Politischen wie Religiösen beinhalten, eher niedrigere Zustimmungsraten der Jüngeren vor.

Mit Blick auf die Kontrolle von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft fällt die Zustimmung von den aktuell knapp 50-Jährigen zu den aktuell 30-Jährigen kontinuierlich und eindeutig ab (15 Prozent auf 3 Prozent). Die im Vergleich zu Älteren gestiegene Zustimmung für die Beeinflussung der politischen Tagesordnung und die Vermittlung der katholischen Lehre bei den derzeit rund 40-Jährigen, findet sich so nicht bei den jüngsten Absolventen wieder.

Es scheint, als ob das Rollenbild jüngerer Absolventen durchaus ein religiös verankertes soziales Engagement beinhaltet, dieses realisiert sich jedoch weniger in Bemühungen zur Beeinflussung und Kontrolle gesellschaftspolitischer Elemente oder einem missionarischen Sendungsbewusstsein. Die Interpretation der Befunde über die Altersgruppen hinweg sollte jedoch mit gewisser Zurückhaltung erfolgen: Die unterschiedlichen Angaben der Jahrgangsgruppen zum Rollenprofil dürfen nicht als Veränderungen der Einstellungsmuster im Zeitverlauf verstanden werden. Vielmehr muss eine mögliche Konfundierung unterschiedlicher Effekte (Alter, Status, Berufserfahrung) in Betracht gezogen werden.¹⁰

Resümee und Ausblick

Die vorliegende Befragung aller Teilnehmer und Absolventen der ifp-Volontärsausbildung liefert aufschlussreiche Befunde mit Blick auf die Ausbildungsgänge selbst, aber auch auf Veränderungen im Feld

9 Da zu diesem Fragekomplex von den jüngsten Ausbildungsgängen nur wenige Rückmeldungen vorliegen (N=13), wurden an dieser Stelle alle Jahrgänge ab der Jahrtausendwende zusammengefasst.

10 Über die rein deskriptive Darstellung hinaus wären an dieser Stelle varianzanalytische Verfahren nötig.

des Journalismus im Allgemeinen. Zunächst darf dem Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses bescheinigt werden, Volontariate konstant auf sehr hohem Qualitätsniveau anzubieten. So bewerten die Volontäre vielfältigste Facetten der Ausbildung durchweg positiv und fühlen sich sehr gut auf das Berufsleben vorbereitet – und dies konstant über die letzten 30 Jahre hinweg. Ein großer Schritt im Sinne der Sicherung und Entwicklung der Ausbildungsqualität stellte der Umzug ins ehemalige Kloster St. Anton in München dar. Die Räumlichkeiten sowie die technische Ausstattung werden von den Volontären sehr gut angenommen und führten die Ausbildung auf ein gänzlich neues Qualitätsniveau.

Wie schon anhand der Studie von Weischenberg, Malik und Scholl (2006) lässt sich auch anhand der Volontäre des ifp eine zunehmende Professionalisierung im Journalismus beobachten. So nimmt über die vergangenen 30 Jahre hinweg die praktische Vorerfahrung der Volontäre deutlich zu. Aktuell weisen in den jüngeren Ausbildungsjahrgängen 90 Prozent der Teilnehmer Vorerfahrungen im journalistischen Berufsfeld sowie einen Hochschulabschluss auf. Ob diese Zunahme der (Vor-)Qualifizierung auf einer Steigerung des objektiv vorliegenden oder aber nur subjektiv wahrgenommenen Anforderungsniveaus beruht, kann anhand der vorliegenden Daten nicht dargestellt werden. Möglich wäre auch, dass bei jungen Erwachsenen unter dem Gesichtspunkt der Karriereoptimierung ein erhöhtes Bedürfnis zur Vorinformation über Berufsfelder besteht, um zeitintensive Fehlentscheidungen und z. B. Ausbildungsabbrüche zu vermeiden.

Nach einem weitgehend flüssigen Einstieg ins Berufsleben finden sich rund 90 Prozent der Absolventen der Volontärsausbildung im erweiterten Tätigkeitsfeld des Journalismus sowie der PR- und Medienbranche wieder. Absehbar sind vielfache Verflechtungen der journalistischen Tätigkeit über Mediengattungen und Themenfelder hinweg, wobei jeder vierte Absolvent (auch) im Onlinebereich tätig ist. Die Absolventen präferieren eher sachliche Ressorts wie Regionales/Lokales, Aktuelles, Politik sowie Soziales/Jugend und Familie – hier bestätigen sich thematische Schwerpunktsetzungen aus der Studie von Weischenberg et al. zumindest mit Blick auf regionale Inhalte.

Der katholischen Trägerschaft des ifp entsprechend stehen die Absolventen jedoch primär religiösen Themenfeldern nahe. Kritische Überlegungen, ob das ifp im Rahmen seiner Ausbildungsgänge einseitig religiös motivierte Journalisten hervorbringt, können jedoch anhand der vorliegenden Untersuchung nicht gestützt werden. Vielmehr verstehen sich die Volontäre altersunabhängig primär als neu-

trale Informationsanbieter bei komplexen Sachverhalten – auch dies entspricht den Befunden von Weischenberg et al. Die ifp-Volontäre scheinen insgesamt weitgehend frei von politischem wie religiösem Sendungsbewusstsein zu sein – dies jedoch auf der Basis einer durchaus vorhandenen christlichen Grundorientierung.

Kann die Sachlichkeit in der Berichterstattung als bedeutsamstes Rollenelement quer durch alle Altersschichten gesehen werden, finden sich auf deutlich niedrigerem Zustimmungsniveau Unterschiede zwischen jüngeren und älteren Volontären bei religiösen und politischen Einstellungen. Jüngere Volontäre vertreten häufiger moderat sozial-religiöse Aktivitäten wie das bloße Ansprechen von Glaubens-themen oder das Einsetzen für Benachteiligte. Demgegenüber liegen für Rollenmerkmale, die eine aktive Einflussnahme im Politischen wie Religiösen beinhalten, bei jüngeren Befragten niedrigere Zustimmungsraten vor als bei älteren Absolventen. Ob es sich hierbei um einen Alters- oder aber Zeiteffekt handelt, der gesellschaftliche Veränderungen widerspiegelt, kann anhand der vorliegenden Daten nicht gesagt werden. Bei der Studie von Weischenberg et al. finden sich teils konforme (Kontrolle ausüben), teils gegenläufige (Einsatz für Benachteiligte) Tendenzen im Zeitverlauf.

Die deutlich ausgeprägte Neutralität der Volontäre mag, zusammen mit den durchgehend sehr positiven Bewertungen der Ausbildungsgänge selbst, größtes Zeugnis für die gelungenen Angebote am ifp sein. Hierzu sei jedoch zum Ende die Frage erlaubt, ob diese Zurückhaltung auch mit Blick auf Missstände und soziale Belange ein förderungswürdiges Element eines journalistischen Rollenbildes darstellt? Ist es nicht auch angemessen, wenn Journalisten auf reflektierter Basis Stellung beziehen, Kritik äußern und sich sozial engagieren? Die Volontäre des ifp scheinen hier eine minimal invasive Position zu vertreten: Nur rund jeder Dritte sieht es als Teil des eigenen beruflichen Rollenbildes, kritische Missstände anzusprechen oder sich für Benachteiligte einzusetzen; vor allem jüngere Volontäre sind zurückhaltend, wenn es um politische Einflussnahme geht. Auch mit Blick auf die repräsentative Vergleichsstichprobe bei Weischenberg et al. sind diese Zustimmungsqoten insgesamt eher niedrig. Die genannten Aspekte müssen nicht, können aber durchaus in Frage gestellt werden. Die Grenzen zwischen anzustrebender Neutralität und notwendiger Parteinahme sind sicherlich schwer zu ziehen und fließend – sollten aber im Sinne einer sozial verantwortungsvollen Berufsausübung immer wieder neu ausgelotet werden. Gerade im Kontext einer journalistischen Ausbildung in kirchlicher Trägerschaft.

Literatur

- Böckelmann, Frank (1993): Journalismus als Beruf: Bilanz der Kommunikatorforschung im deutschsprachigen Raum von 1945 bis 1990. Konstanz.
- ifp (2011): Informationen zu den Volontärausbildungsgängen. Online abgerufen am 26.08.2011 unter <http://www.ifp-kma.de/Ausbildung/Ausbildung.html>
- Kepplinger, Hans Mathias (1979): Angepasste Außenseiter. Was Journalisten denken und wie sie arbeiten. Freiburg.
- Maurer, Marcus/Jandura, Olaf (2009). Masse statt Klasse? Einige kritische Anmerkungen zu Repräsentativität und Validität von Online-Befragungen. In Jakob, Nikolaus/Schoen, Harald/Zerback, Thomas (Hg.), Sozialforschung im Internet: Methodologie und Praxis der Online-Befragung. Wiesbaden, S. 61-73.
- Neuberger, Christoph (2009): Internet, Journalismus und Öffentlichkeit. In: Neuberger, Christoph/Nürnbergk, Christian/Rischke, Melanie (Hg.). Journalismus im Internet. Profession – Partizipation – Technisierung. Wiesbaden, S. 19-106.
- Pürer, Heinz (1997): Zwischen Tradition und Wandel: Kommunikatorforschung in Deutschland. In: Fünfgeld, Hermann/Mast, Claudia (Hg.): Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Opladen, S. 89-123.
- Pürer, Heinz (2003): Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Konstanz.
- Raabe, Johannes (2005): Die Beobachtung journalistischer Akteure. Optionen einer empirisch-kritischen Journalismusforschung. Wiesbaden.
- Theobald, Axel (2003). Rücklaufquoten bei Online Befragungen. In Theobald, Axel/Dreyer, Marcus/Starsetzki, Thomas (Hg.): Online-Marktforschung: theoretische Grundlagen und praktische Erfahrungen. Wiesbaden, S. 203-210.
- Weischenberg, Siegfried/Malik, Maja/Scholl, Armin (2006): Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland. Konstanz.

Wer braucht heute noch die kirchliche Presse?

Fortsetzung der Debatte

Auf Anfrage von *Communicatio Socialis* haben zehn katholische Journalisten der säkularen Presse in Heft 2 des Jahrgangs 2011 ihre Meinung zur „Zukunft der Kirchenpresse“ geäußert und „Perspektiven für die katholische Publizistik“ aufgezeigt. Wir veröffentlichen in diesem Heft zwei Kommentierungen von Heiko Klinge, u. a. ehemaliger Geschäftsführer der Medien-Dienstleistungsgesellschaft, und von Adolf Theobald, u. a. früheres Vorstandsmitglied bei Gruner + Jahr und ehemaliger Geschäftsführer im Spiegel-Verlag. Für die Redakteure der Bistumspresse meldet sich deren Sprecher im Katholischen Medienverband, Johannes Schießl, zu Wort. Er ist Chefredakteur der „Münchener Kirchenzeitung“. Schließlich drucken wir Auszüge aus zwei Presseveröffentlichungen über die Umfrage von *Communicatio Socialis*.

Ferdinand Oertel hatte für die vorhergehende Ausgabe dieser Fachzeitschrift zehn Kollegen aus der säkularen Presse, Chefredakteure und Redakteure von überregionalen und regionalen Tageszeitungen, drei Fragen gestellt:

1. Spielt die kirchliche Presse noch eine Rolle für die innerkirchliche Kommunikation, für die Glaubensvermittlung und für die Meinungsbildung der Kirchenmitglieder?
2. Wenn nicht, könnten dann andere kirchliche oder private herkömmliche und neue Medien diese Aufgaben erfüllen?
3. Oder decken säkulare herkömmliche und neue Medien die relevante Nachfrage nach kirchlichen und religiösen Fragen hinreichend ab?

Adolf Theobald

Ein zweideutiges Druckproblem

Plädoyer für eine freie kirchliche Presse

Gäbe es eine Tapferkeitsmedaille zur Verteidigung der Kirchenpresse – sie gebührte *Communicatio Socialis*. Die Zeitschrift befragte Kollegen von der säkularen Presse: Braucht es heute noch die Kirchenpresse? Ohne die üblichen Konkurrenzgedanken dachten die weltlichen Redakteure über die Frage der Existenzberechtigung ernsthaft nach. Von den zehn Statements begnügten sich nur drei Autoren mit der Beschreibung einer bedrohlichen Situation oder lamentierten über vertane Chancen. Sieben machten dagegen überraschend intelligente Vorschläge, wie man aus der Auflagenmisere herauskommen könnte. Als Säkularist, der sich hin und wieder um die journalistische Verbesserung einiger Kirchenblätter bemühte, war ich begeistert. Aber ich ahnte auch, dass all die gut gemeinten Ratschläge zur Verbesserung der ökonomischen Situation zwar von Redakteuren beherzigt werden, nicht aber von der Amtskirche. Und da liegt das Problem. Da liegt es schon lange.

Die aufrechten Sieben redeten Tacheles. Ihr guter Rat erstreckte sich von der Präsenz der Kirche in Institutionen, in Schulen, über Diskurse zu so unterschiedlichen Aspekten wie Umweltschutz, Finanzmacht, Schuldenkrise, Gerechtigkeit bis hin zu Tipps für Pfarrbriefe, für Gemeindeblätter. Kurz: Es geht den Kollegen um verwertbares Wissen statt um Erbauungsliteratur braver Kirchenoberen. Es geht um die Vertreibung der Prediger aus den Spalten der Kirchenpresse. Politisch ausgedrückt: Es geht ihnen um eine andere, eine moderne Form von Pressearbeit, weit über Print hinaus: Eine Lobby für die Kirche, ein Paradigmenwechsel in der religiösen Publizistik.

Sicher nicht ohne Hintergedanken hat *Communicatio Socialis* den Empfehlungen der säkularen Kollegen eine Beschreibung der Pressearbeit in der Evangelischen Kirche gegenüber gestellt. Danach gibt es hier Ansätze zu anderen Formen einer modernen Medienpolitik, einer Fülle an Aktivitäten, die von der nichtkirchlichen Presse durchaus wahr- und auch ernst genommen wird. Warum gibt es das so wenig bei der katholischen Konkurrenz?

Ich weiß: Auch hier gibt es gute Beispiele. Nur: Das Image ist ein anderes. Die katholische Kirche erscheint, sieht man mal von der großen Oper rund um den Petersdom ab, in der Öffentlichkeit als bieder und brav. Die evangelische Kirche dagegen wirkt modischer, modern. Käßmann oder Meissner?

Der Grund ist einfach. Die Kollegen von der anderen Seite arbeiten im Spannungsfeld von Freiheit und Verantwortung. Dazu gehört neben der Loyalität auch die Kritik. Das Gesamtkonzept der Evangelischen Kirche zum Journalismus wird bestimmt von der Devise: Kollegen in der evangelischen Presse sind nur ihrem eigenen Mandat verpflichtet, sind kaum an amtliche Weisungen gebunden, selbst dann, wenn sie aus Kirchensteuern subventioniert werden. Presserechtlich und damit für den Inhalt verantwortlich ist nur der Chefredakteur. Und der nimmt diese Funktion auch wahr. Anders wäre eine journalistische Tätigkeit auch gar nicht denkbar.

Kein Journalismus ohne kritische Haltung

Zum Wesen des Journalisten gehört nun mal die Skepsis, der Zweifel. Das muss nicht nur erlaubt sein, es muss gepflegt werden. Das Hinterfragen gehört zum Journalismus wie der Glauben zur Religion. Warum sonst wäre die Meinungsfreiheit im Grundgesetz festgeschrieben? Nur so kann die Presse der Kontrolleur der politischen, der oberen Kräfte sein. Genau diese Kontrolle erwarten die Leser von einer seriösen Presse. Und dazu gehört auch die Kirchenpresse, nur das ist ihre Legitimation. Ohne Kontrolle, ohne Zweifel, keine Überzeugung. Journalismus ohne differenzierte, kritische Haltung gerinnt zum Verlautbarungsjournalismus. Er bleibt saft- und kraftlos, wie leider so manches Kirchenblatt, wird somit schlicht überflüssig. Aber die Religion, die Suche nach Wahrheit ist zu wichtig, als dass man sie den Amtsträgern allein überlassen kann. Und da spielen die Bischöfe eine bescheidenere Rolle: die des Nebendarstellers. Ihre Zurückhaltung ist der Schlüssel für eine lebendige Kirchenpresse.

Bevor man also an handwerkliche Verbesserungen der Blätter denkt, muss das Verhältnis der Amtskirchenoberen zum Religionsjournalismus geklärt sein. Geschieht das nicht im Raum der Freiheit, wird die Kirchenpresse zum Tummelplatz für Opportunisten: „Herr Bischof, wie hätten Sie es denn gern?“

Im Handwerklichen, im Blattmachen ist in den vergangenen Jahren viel in der Kirchenpresse geschehen. Und was die Kollegen hier leisten, ist angesichts der Fesseln, die ihnen so manche Herausgeber auferlegen, beachtlich. Als Außenstehender erlebt man diese Situa-

tion als professionelle Ohnmacht. Und dabei geht es nicht nur um heikle Themen, die im Blatt erscheinen. Verräterischer sind die ungestellten Fragen, also die Artikel, die erst gar nicht erscheinen. Man braucht nur an das Thema Missbrauch in der Kirche zu erinnern, um zu ahnen, was alles nicht in der Kirchenpresse stand.

Kollegen der säkularen Presse beschreiben die Kirchenpresse als Auslaufmodell. Das müsste nicht sein, wenn man versuchte, die Alleinverantwortlichkeit bei den Machern anzusiedeln, nicht bei den Oberen zu belassen. Nur so kann vermieden werden, dass Bischöfe und ihre allzu eifertigen Gehülfen relevante, kritische Themen verhindern. Es darf keine Tabus mehr geben, und Abweichungen von der offiziellen römischen Lehrmeinung müssen toleriert werden. Die Kirchenpresse ist keine verlängerte Kanzel und keine Fibel zur Verbreitung von Katechismuswissen. Das mag in der Befehlsstruktur einer hierarchisch ausgeprägten Amtskirche üblich sein, für eine Presse ist das tödlich. Die Auflagenstatistik der Kirchenpresse zielt da in eine eindeutige Richtung: nach unten. Die Leser wenden sich ab. Also: Weniger Weihrauch im Sinne von Beweihräucherung. Kirchenzeitungen sind keine Hofblätter der Bischöfe. Oder um an die Losung für die Zunft von Hanns Joachim Friedrichs zu erinnern: Immer dabei sein, nie dazu gehören.

Es muss in der Kirchenpresse unter den Lesern eine Diskussionskultur entzündet werden. Nicht Repression und Ängstlichkeit sind gefragt, sondern offener Meinungs austausch. Da mag sich eine feste Meinung letztendlich herauschälen. Zum Ziel führt allein der Weg, und er muss genau beschrieben sein, auch mit allen Umwegen. Alles andere ist einer Presse nicht würdig. Antworten auf nicht gestellte Fragen zu geben, das ist keine Lösung. Erst muss die Frage formuliert sein, dann mag die Antwort sich ergeben.

Die Skeptiker als Zielgruppe

Wer sucht solche Antworten? Reden wir von der Zielgruppe: Wen wollen die Kirchen mit ihrer eigenen Presse heute erreichen? Die Antwort der Kirche ist zu einfach. Sie meint, unter Kirchgängern den harten Leserkern auszumachen. Ich halte das für falsch. Wichtiger wären doch die Skeptiker, die am Rand stehen, unschlüssig sind. Im Zweifel ist das auch die interessantere Leserschaft, manipulationsfreier und nachdenklich. Außerdem hat diese Gruppe einen großen Vorteil: Sie bildet die Mehrheit, wenn ich denn schon mehr Leser suche. Das brave Mütterchen in der Frühmesse braucht weniger salbungsvolle Artikel. Für die Zukunft wichtiger sind die wachen Zeitgenossen,

geistig geschult. Sie lohnt es zu begeistern. Nichtleser zu gewinnen, ist allemal intelligenter als Betbrüder und -schwestern ein Zückerchen zu verabreichen. Dieser Gruppe reicht schon mal ein frommes „Vater unser“. Oder auch ein Motivbildchen, und sei es eins vom geistlichen Herrn.

Für eine moderne Medienpolitik scheint mir besonders wichtig: die Ausbildung des journalistischen Nachwuchses. Er ist der Multiplikator von morgen. Die Ausbildung zu religiös motivierten Journalisten geht weit über die Tätigkeit eines Kirchenblattredakteurs hinaus. Versteht man kirchliche Medienarbeit als eine Kompassnadel bei religiösen Fragen, muss die Ausbildung weit umfassender sein als Bibelfestigkeit und gekonntes Redigieren religiöser Texte. Es ist mehr die Vermittlung einer Haltung, mit der man Einfluss bekommt auf die heutige Umwelt, kurz: die die Welt aus katholischer Sicht beschreibt, propagiert, mit all den Problemen, die wir heute haben und all den Fragen, die sich heute stellen. Da ist eine bischöfliche Predigt nur ein Detail. Oder um es markttechnisch zu sagen: Es geht um religiöses Marketing in Sachen Katholizismus. Dazu braucht die Kirche gut ausgebildete Lobbyisten. Die Kirchenpresse ist da zwar ein wichtiges Instrument, aber spielt doch nur die Begleitung. Den cantus firmus spielen andere.

Heiko Klinge

Diözesen müssen kooperieren

Plädoyer für die Zukunftsfähigkeit
der Bistumspresse

Die in weiten Teilen sehr hilfreichen Beiträge namhafter Journalisten habe ich mit Interesse gelesen. In einigen Beiträgen wird die Frage, ob säkulare Medien die Nachfrage hinreichend abdecken, trotz der durchaus beachtlichen Präsenz der Kirche in den säkularen Medien von den meisten befragten Redakteuren deutlich verneint, weil diese Medien nur „hie und da einen Aspekt“ behandelten. Geistliches fehle dort ganz. In anderen Beiträgen wird die kirchliche Presse als unverzichtbar bezeichnet, jedoch in einer ganz anderen Form.

Die erfahrenen zehn Journalisten der säkularen Medien ordnen in ihren Antworten auf die Frage, ob auch nicht-kirchliche Medien die Aufgaben der kirchlichen übernehmen können, die Dinge fachlich völlig richtig ein. Die herkömmlichen Medien Hörfunk, Fernsehen und die neuen Medien hätten je eigene Funktionen, sie könnten jene von Printprodukten nicht ersetzen – egal ob privat oder kirchlich organisiert.

Jeder der zehn Beiträge setzt allerdings zur positiven Beantwortung der Frage, ob kirchliche Presse noch eine Rolle für die innerkirchliche Kommunikation, für die Glaubensvermittlung und für die Meinungsbildung der Kirchenmitglieder spiele, umschrieben oder sehr deutlich eine völlige Veränderung der „kirchlichen Presse“ voraus. Denn – so einige Ausführungen in Auswahl – „sehr viele Menschen“ wollen zwar „über die Kirche lesen“, aber die herkömmliche „Bistumszeitung hat sich überholt“. „Unterschiedliche Standpunkte zu brennenden pastoralen Fragen müssen [...] zum Spektrum gehören, langweilige kirchenamtliche Verlautbarungen“ nicht. Um das „Interesse bei potenziellen Lesern zu wecken“, müssten „die Kirchenblätter die Meinung einer pluralistischen, offenen und kritischen Öffentlichkeit widerspiegeln“. Die Kirchenpresse habe keine Zukunft, „wenn alles so weiter geht, wie es jetzt ist“. „Die Zeitungen müssen sich am Markt behaupten“ können, „am Lesermarkt, am Markt der publizistischen Aufmerksamkeit“. Denn, so merke man in der eigenen Redaktion, „das Interesse an Religion und Kirche nimmt zu“. Die klassische, handwerkliche journalistische Arbeit wird hier und dort vermisst, sei jedoch Voraussetzung für die Zukunft der kirchlichen Presse. Verständliche Sprache, Menschen und Gesichter, Geschichten werden angemahnt. „Botschaften werden erst durch Menschen lebendig.“ Gerade im Internet-Zeitalter „werden Kirchenzeitungen nicht überflüssig“. Die Bistumspresse sei

viel zu kleinteilig und daher in der Öffentlichkeit kaum vorhanden. „Publizistisch sinnvoll wäre eine große Kirchenzeitung.“ Neben dem Desinteresse der abnehmenden Zahl aktiver Kirchenmitglieder an den angebotenen Inhalten könnte es aber auch sein, dass „Marketing und Vertrieb [...] schlecht organisiert“ seien.

Zutreffende Empfehlungen

Für meine Kommentierung möchte ich zunächst eine kurze Klärung des Begriffs „kirchliche Presse“ vornehmen. „Kirchlich“ ist sowohl die von Orden verlegte Missions- und Ordenspresse als auch die von Bischöfen oder in deren Auftrag herausgegebene Bistumspresse. Auch die von Einzelpersonen oder privatwirtschaftlich organisierten Verlagen zum Teil erfolgreich herausgegebenen religiösen oder theologischen Zeitungen und Zeitschriften gehören dazu. Und zur „Presse“ gehört heute in den Zeitungs- und Zeitschriftenverlagen ganz selbstverständlich nicht nur der Verbreitungsweg Print, sondern auch die Online-Publizistik.

Da in den Beiträgen der Journalisten aus der säkularen Presse die Bistumszeitungen – auch wenn sie hier und da als Kirchenzeitungen bezeichnet werden – einen breiten Raum einnehmen, bevorzuge ich diese Pressegattung für meine Kommentierung des Themas.

Trotz einzelner Bemühungen um Veränderungen und Anpassungen an den Markt muss ich zu den aufgeworfenen Fragen leider sagen, dass sich im kirchlichen Medienengagement seit Beginn meiner Verantwortung für eine Bistumszeitung vor 40 Jahren nicht viel und seit Beginn meiner Tätigkeit als Medienberater vor etwa 20 Jahren bis heute wenig geändert hat – strukturell, organisatorisch, journalistisch und verlegerisch. Neben einigen Ausnahmen sind hier positiv nur wenige, auf wirtschaftlichen Erfolg angewiesene Privatverlage zu nennen, die jedoch in der Regel klare Zielgruppen ansprechen.

Was bedeutet das, wenn man die kritischen Anmerkungen der zehn Journalisten ernst nimmt, für die heute Verantwortlichen in den Kirchenleitungen, Verlagen und Redaktionen für die Zukunft der Kirchenpresse? Auch wenn viele Ratschläge sich heute, einmal von den veränderten Rahmenbedingungen abgesehen, kaum von den früheren Empfehlungen qualifizierter Medienfachleute aus Wissenschaft und Praxis unterscheiden, sind sie zutreffend. Die Studien renommierter Institute zur Leser- und Potenzialforschung kommen hinsichtlich der zu ziehenden Konsequenzen über einen Zeitraum von etwa 20 Jahren ebenfalls zu den gleichen Empfehlungen (Teile davon sind u. a. seit Mitte der neunziger Jahre in *Communicatio Socialis* publiziert worden).

Die Medien-Dienstleistungsgesellschaft (MDG) hat im Jahr 2004 ein Modell mit dem Titel „Zukunftsfähige Bistumszeitungen“ vorgestellt. Nach meinen Informationen soll das gleichbleibende Ziel, nämlich die Zukunftsfähigkeit der Bistumspresse zu stärken, nun durch modifizierte Überlegungen erreicht werden, die sich methodisch von dem aus dem Jahr 2004 stammenden Konzept unterscheiden.¹ Damals hatte die Bistumspresse noch eine verkaufte Auflage von knapp 900 000 Exemplaren. Die Entwicklung der Auflagen von 2000 bis 2010 (vgl. Tab. 1) möge die Notwendigkeit der Maßnahmen, die heute wie damals gelten, unterstreichen. Nur: Je länger Bischöfe, Chefredakteure und Verleger weiter abwarten, desto kleiner und unbedeutender wird die Auflage.

	2000	2001	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009	2010
Bistumspresse (Auflage/Tsd.) ¹	1030	995	952	913	876	841	808	777	740	701	660
Bistumspresse (Verluste/%) ¹		-3,6	-4,2	-4,1	-4,0	-4,0	-3,9	-3,9	-4,7	-5,2	-5,8
Tageszeitungen (Verluste/%) ²		-1,4	-3,0	-1,7	-1,0	-2,5	-2,1	-2,3	-2,4	-2,6	-2,4

Tab. 1: Auflagenentwicklung von Bistumszeitungen und Tagespresse (¹=vgl. IVW/MDG; ²=vgl. BDZV)

Auch wenn man die zunehmende Veränderung im Medienverhalten der Menschen und das allgemeine Kaufverhalten der Konsumenten berücksichtigt, so hat mindestens die hohe Abweichung des Rückgangs der Auflage der Bistumspresse gegenüber den Tageszeitungen kircheninterne Gründe. Bevor ich stichwortartig einige zum Teil selbstverständliche Einzelmaßnahmen nenne, die sich im Prinzip kaum von manchen kritischen Anmerkungen bzw. Verbesserungsvorschlägen der zehn Redakteure unterscheiden, sei eine grundsätzliche Voraussetzung besonders hervorgehoben: die durch den Herausgeber verbriefte redaktionelle Unabhängigkeit, die ich in meiner Verlegertätigkeit, sowohl in Hildesheim als auch bei manchen der damaligen kooperierenden Diözesen, als im Prinzip selbstverständlich erlebt habe.

1 Nach Redaktionsschluss wurden diese neuen Überlegungen zur Bistumspresse bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz vorgestellt. Konkrete Kooperationsverhandlungen liegen, soweit es mir bekannt ist, aber gegenwärtig noch nicht vor. *Communicatio Socialis* wird über den neuen Vorschlag in seiner nächsten Ausgabe berichten.

Für den ganzen deutschsprachigen Raum kann ich dies leider nicht uneingeschränkt sagen. Handlungs- und Entscheidungsfreiheit setzt natürlich ein Vertrauensverhältnis auf Augenhöhe zwischen Herausgeber und Chefredaktion voraus.

Was zu tun ist

Für eine zukunftsfähige Kirchen- oder Bistumszeitung muss es ebenso selbstverständlich sein, dass sie die Pluralität in der katholischen Kirche der Gegenwart offen widerspiegelt. Über alles, was in der Kirche vor Ort, in Deutschland oder in der Weltkirche geschieht, wird – je nach Wichtigkeit – berichtet. Kontroverse Themen werden auch kontrovers dargestellt. Missionarischer Eifer und Einseitigkeiten bleiben ausgeschlossen.

Eine Wochenzeitung kennt keinen Nachrichtenstil. Sie erzählt Geschichten. Sie liefert einordnende und kommentierende Texte. Tages-, selbst Wochenaktualität bietet die Bistumszeitung nicht, dafür pflegt sie ihr Internet – und das permanent aktuell. Themenaktuell ist sie gleichwohl. Die Zeitung liefert Hintergründe und setzt Trends. Und all das unterhaltend im Sinne von „es macht Freude zu lesen“. Darum richtet sich „die Schreibe“ bei der Bistumspresse nach den Lesegewohnheiten einer sehr breiten Bevölkerungsschicht. Die Redaktion schreibt nicht für den Chefredakteur von nebenan, sondern für ihre Leser. Die Redaktion kennt ihre Leser. Priorität hat der jeweilig nächste Lebensraum der Menschen: Pfarrverband bzw. Dekanat und Diözese. Erst dann kommen Regionen, deutsche Kirche, Weltkirche.

Die Verlage halten neben einer Redaktion, die wöchentlich ein anspruchsvolles Heft liefert, qualifiziertes Personal und eine effiziente Struktur vor, als Voraussetzung für erfolgreiches Wirtschaften. Das führt bei einem Blatt mit nur einer kleinen Auflage und sehr geringen Anzeigenumsätzen zu Verlusten und wird zunehmend schwieriger.

Deshalb, so meine ich, muss Folgendes geschehen: Nicht nur zehn Bistümer kooperieren, sondern alle deutschen Bistümer. Die Verlage unterhalten neben den Bistumsredaktionen Gemeinschaftsredaktionen an etwa vier Orten in Deutschland, und die Zeitungen werden nur an maximal vier Orten gedruckt. Die Verlage handeln bei Marketing und Vertrieb und bei der Abonnentenverwaltung gemeinsam. Neben einer Gemeinschaftsredaktion für übergeordnete Themen gibt es aufgrund der kulturellen Vielfalt unseres Landes etwa vier Regionalredaktionen und je Diözese eine Bistumsredaktion für die Arbeit an der Basis des Bistums und der Pfarrverbände.

Das Projekt aus dem Jahr 2004 sollte nach Ende der Umsetzungsphase bei einer Auflage von damals etwa 850 000 Exemplaren nicht nur publizistisch erfolgreicher sein und deutschlandweit mit einer Titelmarke auftreten, um publizistische Wirkung zu zeigen, sondern statt beachtlicher Subventionen einen achtbaren Gewinn abwerfen, der wiederum für permanente publizistische Verbesserungen und für die Sicherung beziehungsweise Steigerung der Auflage genutzt werden sollte. Das scheiterte bisher, will man die Beteiligten gerecht einschätzen, nicht nur an Bischöfen. In jeder Diözese gibt es neben der Angst vor Veränderungen und vor Verlust an Einfluss auch noch je einen Chefredakteur und einen Verleger oder Verlagsgeschäftsführer. Selbst in einem absolutistischen, hierarchischen System sind die Entscheidungswege lang. Schade! Aber auch bei der heutigen, geschrumpften Gesamtauflage rechnet sich das Modell noch immer, publizistisch allemal und auch wirtschaftlich. Man stelle sich eine Wochenzeitung mit einer verkauften Auflage von etwa 600 000 Exemplaren in Deutschland vor, mit einem gemeinsamen Titel: zum Beispiel „Der Sonntag“, mit einer Unterzeile „Wochenzeitung für das Bistum XY“.

Der damalige Vorsitzende der Bischofskonferenz, Kardinal Karl Lehmann, sagte im November 2003 der Katholischen Nachrichtenagentur: „Die katholische Bistumspresse hat eine Zukunft! Allerdings wird es nach der Fortsetzung des Konzentrationsprozesses in der Branche möglicherweise nur drei bis sechs Regionalblätter geben.“ Ich will einfach nicht glauben, dass die Verantwortlichen sich an dieser oder jener Evangelischen Landeskirche ein Beispiel nehmen, die lieber ihre Zeitung eingestellt haben, als ein solch einleuchtendes Modell zu fördern. Denn jedes Bistum behält seine volle Freiheit für den Bistumsteil und die Mitwirkung für die überregionalen Teile. Klare Herausgeberstrukturen werden sich doch finden lassen – siehe „Verlagsgruppe Bistumspresse“ mit zehn Herausgeber-Bischöfen. Es ist selbstverständlich, dass zur Zukunft kirchlicher Publizistik neben der „großen“ Bistumszeitung, nicht anstatt, auch andere Medien wie Internet, Hörfunk oder Film gehören.

Fazit: Ja, die kirchliche Presse, zum Beispiel die Bistumspresse, wird auch in Zukunft noch gebraucht. Aber konkurrenzfähig muss sie sein! Also bleibt nur eine konsequente Entscheidung der deutschen Bischöfe für Qualität und Reichweite. Sie werden sehen, dass die Einbringung des eigenen kleinen Blattes in einen größeren Verbund einen Gewinn an publizistischer Bedeutung für das eigene Bistum und die deutsche Kirche bedeutet, auch als beachtliches Dialogforum in schwierigen Zeiten und als hilfreiches Instrument der Pastoral, ganz im Sinne vieler kirchlicher Verlautbarungen.

Johannes Schießl

Immer noch jede Woche mehr als eine Million Leser

Die Auflage hängt ab von der Nähe
der Menschen zu ihrer Kirche

Wie beim Athener „Scherbengericht“ wird der „Angeklagte“ nicht gehört. Zehn Tageszeitungs-Kollegen – manche erfreulich gut informiert, andere erstaunlich uninformiert – schreiben über die Zukunft der Kirchenpresse, oder besser gesagt: über ihre Nicht-Zukunft. (Und lassen sich dabei womöglich vor einen Karren spannen, den sie nicht kennen.)

Sicher, die Auflage aller Kirchenzeitungen sinkt, wer wüsste das besser als wir Macher und wen schmerzte es mehr. Aber die Auflage der Kirchenzeitungen ist eine abhängige Größe – sie hängt ab von der Nähe der Menschen zu ihrer Kirche. Doch trotz allem ist es nicht zu vernachlässigen, dass immer noch mehr als eine Million Deutsche pro Woche ihre Kirchenzeitung lesen. Übrigens fast um den Faktor drei intensiver als ihre Tageszeitung, wie eine Readerscan-Untersuchung in München ergeben hat – das höchste Ergebnis, das jemals bei Readerscan erzielt wurde.

Wenn wir schon am Vergleichen sind: Auch die Tageszeitungen informieren oft qualitativ über Kirche, aber sie tun es nicht kontinuierlich. Gerade die Diözesen bleiben oft blinde Flecken, und sie sind doch die kirchlich wichtige Ebene. Wir Kirchenzeitungs-Macher bemühen uns jede Woche, dieses Feld mit Engagement, Professionalität und Kreativität zu bespielen. Und dabei möglichst vielen Lesern gerecht zu werden und nicht nur dem eigenen Traum von Kirche nachzuhängen.

Pressestimmen

„Auch die (Chef-)Redakteure der regionalen und überregionalen Zeitungen liefern in ihren Beiträgen für *Communicatio Socialis* kein Patentrezept, wie die Kirchenpresse ihren Aufschwund stoppen kann. Doch die teils schonungslosen Analysen und die skizzenhaften Andeutungen, wo der Weg in die Zukunft eines unabhängigen, selbstbewussten Kirchenjournalismus führen könnte, sind bedenkenswert. Für alle steht fest: Qualitätsjournalismus kostet Geld. Wie er angesichts der Umsonst-Mentalität im Internet und den allgemein sinkenden Auflagen bezahlt werden soll, ist für die demokratische Gesellschaft ebenso wie für die Kirchen die entscheidende Frage. Um ihrer selbst willen sollte ihnen die Pressefreiheit nicht nur in Sonntagsreden und Sonntagspredigten ein paar warme Worte wert sein. Kirche und Gesellschaft leben von mündigen, informierten Bürgern und Christen.“

Stephan U. Neumann in „Christ in der Gegenwart“, Nr. 36 vom 4. Juli 2011.

„Ein roter Faden zieht sich durch alle Stellungnahmen: Zukunftschancen, die es bei einem potentiellen Millionenpublikum doch geben sollte, könne die Kirchenpresse nur haben, wenn ‚unterschiedliche Standpunkte zu brennenden pastoralen Fragen zwingend zum Spektrum gehören‘, wie etwa Harald Biskup (‚Kölner Stadt-Anzeiger‘) formuliert. Die Zeit ‚braver und biederer‘ Blätter und Verlautbarungsorgane sei vorbei. Keine Zukunft für die kirchliche Presse sieht Matthias Drobinski (‚Süddeutsche Zeitung‘), solange es in der Kirche ‚keine wirkliche Diskurskultur‘ gebe. Dies sei tragisch für viele Redaktionen, deren Arbeit oft viel besser sei als der Ruf, der ihren Blättern vorausseile.

Rettung für die kirchliche (d. h. zumeist katholische) Presse, so ein weiterer Topos, könne es nur geben, wenn die Bischöfe bereit seien, Meinungsvielfalt zuzulassen sowie die Eigengesetzlichkeiten im Herausgeber-, Verleger- und Redaktionsbereich anzuerkennen. [...] Nur dann könne sie Leser und auch Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit finden. Der Weg aus der Krise der kirchlichen Presse könne nicht die Fortsetzung der Zersplitterung, sondern nur die Bündelung der Kräfte sein, entdeckt Georg Paul Hefty (‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘) eine alte und lange diskutierte Idee.“

KNA-Informationsdienst, Nr. 31 vom 3. August 2011.

Elmar Bordfeld

Gedruckte Stimme der Päpste

150 Jahre Vatikanzeitung
„L'Osservatore Romano“

„Singolarissimo giornale“ (eine einzigartige Zeitung). Eigentlich müsste dieser Beitrag diese Überschrift haben. So definierte nämlich der damalige Erzbischof von Mailand und spätere Papst Paul VI., Giovanni Battista Montini, die Vatikanzeitung bei ihrem 100-jährigen Bestehen im Jahre 1961. „Singolarissimo giornale“ lautet auch der Titel eines Buches, das aus Anlass des 150-jährigen Bestehens der Zeitung erschienen ist und in zwölf Beiträgen einen umfassenden Rückblick auf die eineinhalb Jahrhunderte des Vatikanblattes bietet.¹

Das Wort von der „einzigartigen Zeitung“ greift Papst Benedikt XVI. in einem aktuellen Glückwunschs Schreiben zum 150-jährigen Bestehen des Blattes am 1. Juli 2011 auf. Der „Osservatore Romano“ habe seit seiner Gründung vor allem über „den Dienst der Nachfolger Petri und des Apostolischen Stuhls an der Wahrheit und an der katholischen Communio“ berichtet. Weiter heißt es in dem Schreiben: „Die Zeitung hat auf diese Weise detailliert über die Tätigkeit der Päpste berichtet, hat zwei im Vatikan abgehaltene Konzile und viele Synodenversammlungen als Zeichen der Lebendigkeit und der reichen Gaben der Kirche mitverfolgt und hat dabei nie vergessen, auch die Gegenwart, das Wirken und die Situation der katholischen Gemeinschaften in der Welt in den Blickpunkt zu rücken, die oft unter dramatischen Umständen leben.“²

Der „Osservatore Romano“ ist und bleibt eine Zeitung der Päpste. Als Johannes Paul II. zum Beginn seines Pontifikats Ende 1978 der Redaktion einen Besuch machte, sagte er scherzhaft zu den Redakteuren: „Eigentlich müsstet ihr mir ein Gehalt zahlen, bei den vielen Beiträgen, die ich euch liefere.“ Das besondere Interesse an seiner

1 Antonio Zanardi Landi/Giovanni Maria Vian (Hg.): Singolarissimo giornale. 150 anni dell „Osservatore romano“. Turin 2010.

2 Schreiben Papst Benedikts XVI. an den Direktor der Zeitung anlässlich des 150-jährigen Bestehens, veröffentlicht in: L'Osservatore Romano, deutschsprachige Wochenausgabe (im Folgenden abgekürzt O.R.dt.), Nr. 27, 8. Juli 2011, S. 2.

Zeitung hat Papst Benedikt durch einen Besuch zum Ausdruck gebracht, den er am 5. Juli diesen Jahres in der Redaktion an der Via del Pellegrino im Vatikan gemacht hat. Die Zeitung des Heiligen Stuhls sei nicht nur ein Labor, eine Arbeitsstätte, sondern wie schon der Name sage, ein „Observatorium, von dem aus man die Wirklichkeiten dieser Welt betrachtet und uns über diese Wirklichkeiten informiert, ein Observatorium, von dem man aus sowohl die fernen als auch die nahen Dinge sieht“³. Und dann der Satz Benedikts, der aktuell Programm der Zeitung zu sein scheint: „Für mich ist er nicht nur eine Zeitung, sondern auch eine kulturelle Zeitschrift.“⁴

Im Folgenden möchte ich Ursachen und Umfeld untersuchen, die zur Entstehung der Zeitung führten, dann über ihre Glanzzeit vor und im Zweiten Weltkrieg als mutige und manchmal einsame Stimme gegen die tödlichen Ideologien des 20. Jahrhunderts, weiter über die Entstehung der fremdsprachigen Ausgaben beginnend 1949 mit der französischen berichten, um dann aus eigener Erfahrung die Entstehung und Entwicklung der deutschsprachigen Ausgabe vor 40 Jahren darzustellen. Auch eine Vatikanzeitung muss sich im Wandel der Zeit verändern, und kritische Anmerkungen konnten sich dabei durchaus als hilfreich erweisen. Schließlich folgt ein Ausblick auf die aktuelle Situation des „Osservatore Romano“ und seine Zukunftsperspektive.

Gründung 1861 nach Völkerrechtsverletzung

Im Jahr 1861 beginnt für den Kirchenstaat das letzte und dramatischste Jahrzehnt seiner Epoche. Wenige Tage nach der Proklamation des „Königreichs Italien“ ruft Ministerpräsident Cavour vor der Nationalversammlung in einer seiner berühmten Reden aus: „Nur Rom, Rom allein, kann die Hauptstadt des neuen Italiens sein!“ Fast einmütige Zustimmung im Parlament. Auch von der öffentlichen Meinung wird Rom als zukünftige Hauptstadt gefordert. Damit ist klar, dass Roms Tage als Symbol der zeitlichen Herrschaft des Papsttums gezählt sind. Auch wenn internationales Recht auf Seiten des Papstes steht, obsiegt hier die Gewalt, nicht zuletzt aufgrund des militärischen Beistands zur Einigungsbewegung durch französisches Militär und die durch den Einmarsch Cavours in den Marken und in Umbrien einige Monate zuvor geschaffenen Fakten. Der pie-

3 Ansprache von Papst Benedikt XVI. an die Mitglieder der Redaktion am 5. Juli 2011, O.R.dt, Nr. 27, 8. Juli 2011, S. 3.

4 Ebd.

ANNO I.

NUM. I.

L'OSSERVATORE ROMANO

PATTI DELL'ASSOCIAZIONE

GIORNALE POLITICO-MORALE

LE ASSOCIAZIONI SI RICEVONO

Il prezzo d'associazione da pagarsi anticipatamente è fissato: Per Roma — 11/2 anno Sc. 6. — Un semestre Sc. 3. 10. — Un trimestre Sc. 1. 60. — Fuori di Roma con l'annuo postale relativo all'ammontare delle tasse postali stabilite nei diversi Stati. La copia separata costa baj. 5. — Chi vorrà in Roma il Giornale a domicilio pagherà baj. 15 mensili. Il Giornale si pubblicherà tutti i giorni salvo le Feste di Piovetto alle ore 3 pomeridiane.

Lunedì 1 Luglio 1861

Piazza de' SS. XII Apostoli Num. 56 alla Tipografia del "Vincitore". — La distribuzione si farà all'ora indicata, nella Piazza stessa al Num. 56. Le lettere e i gruppi debbono essere diretti franchi alla Direzione e Amministrazione dell'Osservatore Romano Piazza de' SS. XII Apostoli Num. 62. Ogni gruppo porterà il nome e cognome del trasmettente. Per le inserzioni si pagherà la ragione di baj. 2 per linea e a manoscritti non si riteranno.

AVVISO

Quei Signori a cui si spedisce il presente numero, s'intenderanno come associati per un trimestre, qualora non lo restituiscono indicando il rispettivo loro nome.

L'OSSERVATORE ROMANO A' SUOI LETTORI

In quale momento l'Osservatore Romano viene anch'esso a prender posto fra l'immenso numero dei giornali italiani? È questa una domanda che nascerà senza dubbio all'annuncio del nostro Osservatore, domanda che noi medesimi abbiamo sentita in tutta la sua forza, e alla quale ci è stato mestieri rispondere, prima di determinarci all'impresa in cui ci mettiamo.

L'Italia è ormai divisa in due campi contrari, ognuno de' quali avendo francamente innalzata la propria bandiera, tutti coloro che parteggiano per uno de' combattenti, sono di necessità in un'opposizione irrimediabile rispetto all'altro. Ogni dubbio, ogni illusione tornano impossibili, e conviene saper grado alla Provvidenza d'aver condotte le cose a tal punto, che ogni uomo ragionevole non possa esitare un istante solo sotto quale stendardo egli debba schierarsi.

Noi ascoltiamo iteratamente l'Augusto Capo della Chiesa Cattolica dichiarare, che gli attuali rivolgimenti d'Italia iniziati cogli auspici d'una falsa indipendenza e d'una menzogna libertà, non hanno altro scopo che di abblattere, se fosse possibile, la Religione, e con essa tutti i principj, che da questa Chiesa unicamente derivano, e senza de' quali si dissolve ogni comunanza sociale. Lo abbiamo sentito, nella sua Allocuzione del 18 Marzo passato, ripudiare ogni partecipazione a « quella » la falsa e indegna civiltà, che « palpa il diritto e la giustizia, che eccita e fomenta la licenza, che cammina al suo fine colla frode e colla violenza, e tenta di distruggere la Chiesa di Cristo ». E quale consorzio (ha detto il Pontefice) può esistere fra la giu-

stizia e l'iniquità? Quale società fra la luce e le tenebre? Quale accordo fra Cristo e Belial?

Ebbene, tosto dopo l'Allocuzione del Vicario di Gesù Cristo, anche i rivoluzionari manifestarono apertamente i loro propositi, le loro ferme intenzioni. Sotto il pretesto di far guerra al potere temporale della Chiesa, come ostacolo alla chimerica unità dell'Italia, e coonestando la brama di rapir Roma al Pontefice per farne la Capitale del nuovo regno, essi hanno decretata la ruina della religione Cattolica, per surrogarle la servitù delle coscienze, e il trionfo dell'arbitrio, e della forza materiale.

Lasciamo parlare il Conte di Cavour al Parlamento italiano nella seduta del 25 Marzo. — « È impossibile di concepire un'Italia costituita, senza Roma per Capitale. Il potere temporale del Papa non può più esistere. Estraneo al movimento dei secoli, il Papa è obbligato per dovere religioso di opporsi alle riforme socialmente necessarie; bisogna dunque rispettare i suoi scrupoli e spogliarlo. Il Potere temporale non è una garanzia della sua indipendenza spirituale, è piuttosto un ostacolo. L'unione del potere temporale e colla spiritualità è un flagello in Roma come a Costantinopoli; toglierne il peso al Papa è renderlo libero; e per renderlo libero noi dobbiamo andare a Roma, ove giunti, proclamaremo la separazione della Chiesa dallo Stato, la libertà della Chiesa, e ne scriveremo i principj nello statuto fondamentale del regno ».

I cattolici, del pari che i rivoluzionari italiani conoscono troppo bene qual senso convenza attribuire a quel detto — *Separazione della Chiesa dallo Stato, e libertà della Chiesa*: ma dove la questione si fa nitida e chiara, dove l'intento degli avversari si palesa in tutta la sua evidenza, egli è là in quelle altre memorande parole. *Estraneo al movimento dei secoli, il Papa è obbligato per dovere religioso di opporsi alle riforme socialmente necessarie.* Noi non desideriamo di più. Vi è dunque un movimento del secolo in opposizione al movimento della Chiesa di Cristo; vi è un dovere religioso contrario ai doveri della setta rivoluzionaria; vi sono riforme socialmente necessarie, ma religiosamente vietate.

Noi credevamo, e abbiamo la sorte di credere ancora che non vi abbia se non una sola verità, e per conseguenza una sola necessità morale e sociale, la necessità della giustizia, la necessità del rispetto dovuto al diritto. Una dunque delle due assertive dev'essere assolu-

tamente falsa ne' suoi principj, funesta nelle sue applicazioni e ne' suoi effetti, come l'altra per ragioni dei contrari dev'esser santa e infallibile nelle sue massime, utile e benefica nelle sue pratiche effettuazioni.

Che il Pontefice parli in nome di Dio, la fede ce lo insegna, e la civiltà evangelica diffusa pel mondo ce ne offre da diciannove secoli la riconferma. Chi sono pertanto questi uomini che si ribellano alla voce del Vicario di Gesù Cristo, che spargono dottrine avverse alle sue, e che contrastano di tanti mali la nostra povera patria? Sono uomini trasportati da insensata ambizione di dominio e di prepotenza, uomini che rinegano ogni idea la più elementare di religione, e di buon senso: e voi li udite diffatti pareggiare la potestà Spirituale del Romano Pontefice a quella del successore di Mosmetto; dar nome di scrupolo alla sublime fermezza onde Pio IX resiste alle violenze rivoluzionarie; osteggiare il dominio temporale della S. Sede come ostacolo alla sua spirituale indipendenza, nell'atto stesso che la voce del Supremo Gerarca, e la storia di dodici secoli attestano che la Provvidenza ha voluto appunto di quel dominio temporale costituire una forte garanzia all'indipendenza della cattolica religione e dell'Augusto suo Capo; e sono giunti per fino a proclamare che il Dio di Pio IX non è il Dio di Vittorio Emanuele.

Compiangiamo la loro cecità, o per dir meglio, la loro scelleraggine, ma ralleghiamoci della loro franchezza. Se da principio, i scrupoli e gl'inesperti potevano cadere in inganno, perchè la rivoluzione non aveva ancora smascherati i suoi progetti, concederle la Chiesa li avesse già presentiti e denunziati al mondo cattolico; oggi la luce è manifesta e l'inganno non può essere che volontario. In una lotta in cui si cimentano interessi di tanto momento, quali sono gl'interessi della fede, della civiltà della stessa esistenza sociale, nessuno può restarsi spettatore inerte, ma dee combattere con una delle due parti.

Noi seguimmo finora colla massima ansietà cotesta pugna, ed affrettammo coi nostri voti il trionfo di quella parte, verso la quale ci sospingevano le convinzioni dell'animo, le voci della coscienza, e gli stessi affetti del cuore. Ed oggi in cui tutto sembra indietre l'appressarsi di quell'istante supremo, dal quale dovrà dipendere la vittoria della fede o dello spirito irreligioso, quella della giustizia o della iniquità: oggi che, ammanente parlando, tutte le speranze di un fortunato successo sembrano

Titelseite der ersten Ausgabe der vatikanischen Zeitung „L'Osservatore Romano“ vom 1. Juli 1861. Der programmatische Untertitel lautete damals noch: „giornale politico-morale“ (politisch-moralische Zeitung).

montesische Minister hatte selber zugegeben, dass dies „eine flagrante Verletzung des Katechismus des internationalen Völkerrechts“⁵ gewesen sei.

In dieser Situation großer Unsicherheit möchte der Heilige Stuhl seine Position verständlicherweise an eine breite Öffentlichkeit in Europa vermitteln. Das seit 1849 bestehende Zeitungsorgan „Giornale di Roma“ reicht dazu nicht mehr aus, auch wenn es sich im Untertitel „foglio ufficiale pontificio“ (offizielles päpstliches Blatt) nannte. So erscheint am 1. Juli 1861 die erste Ausgabe des „Osservatore Romano“ (Römischer Beobachter), nicht wie zunächst geplant unter dem provokanten Titel „L'Amico della verità“ (Freund der Wahrheit). Als Gründer gelten zwei nach Rom geflüchtete Publizisten aus Forlì und Bologna, Nicola Zanchini und Giuseppe Bastia. Sie gehören zu einer starken Gruppe katholischer Intellektueller, die nach der Niederlage der päpstlichen Truppen bei Castelfidardo am 8. September 1860 mit dem entschiedenen Wunsch nach Rom gekommen waren, Papst Pius IX. beizustehen, zu dessen Verteidigung offenbar keine der europäischen Mächte bereit war. In einem Schreiben an den Direktor der Zeitung zum 150-jährigen Jubiläum schreibt Papst Benedikt: „Der ‚L'Osservatore Romano‘ entstand zu einer für das Papsttum schwierigen und entscheidenden Zeit, mit der bewussten Absicht, die Anliegen des Apostolischen Stuhls, der von feindlichen Mächten in Gefahr gebracht zu sein schien, zu verteidigen und zu fördern.“⁶

Am Anfang hat diese Zeitung eine klare kulturell unversöhnliche Linie als politisch-päpstliches Kampfblatt mit entsprechenden Meinungen. Sie war kein privilegiertes Organ des Heiligen Stuhls und kein Staatsbulletin. Der programmatische Untertitel der ersten Ausgaben lautete: „giornale politico-morale“ (politisch-moralische Zeitung). Er wird im folgenden Jahr durch zwei lateinische Ausdrücke ersetzt, die sich bis heute im Kopf der Zeitung finden: „unicuique suum“ und „non praevalent“. Das erste Motto entstammt dem römischen Recht (Ulpian) und das zweite ist dem Evangelium entnommen, Matthäus 16,18. „Auf der einen Seite das große römische Recht, das Naturrecht, die natürliche Kultur des Menschen, die in der römischen Kultur mit ihrem Recht und Gerechtigkeitssinn ihren konkreten Ausdruck findet, und auf der anderen Seite das Evangelium“, so Papst

5 Nach Roberto Pertici: Chiesa e Stato in Italia dalla Grande Guerra al nuovo Concordato (1914 – 1984). Bologna 2009, S. 20.

6 Papst Benedikt XVI.: Schreiben aus Anlass des 150. Gründungsjubiläums der Vatikanischen Tageszeitung „L'Osservatore Romano“. In: O.R.dt., Nr. 27, 8. Juli 2011, S. 1.

Benedikt in einer Ansprache an die Mitglieder der Redaktion am 5. Juli 2011.⁷ Das Editorial der ersten Ausgabe skizziert die aktuelle Situation Italiens und damit die Linie, die die Zeitung zu verfolgen gedenkt: „Italien ist nunmehr in zwei gegensätzliche Lager aufgespalten, von denen ein jedes munter die eigene Fahne hochgezogen hat. Alle diejenigen, die sich für eine der beiden Seiten entschieden haben, stehen in unversöhnlichem Gegensatz zur anderen Seite.“⁸ Es gehe um die Wahl zwischen Recht und Unrecht und darum, „im verlogenen Machtanspruch der italienischen Revolution klar für den Papst Stellung zu beziehen in der Überzeugung der Seelen, mit den Stimmen des Gewissens und mit der Zuneigung der Herzen“.⁹

Dieser Linie bleibt die Zeitung in ihrem ersten Jahrzehnt treu, indem sie sich vor allem mit der umstrittenen „Römischen Frage“ und ihrer Auswirkung im internationalen Kontext befasst. Und so findet man auch im „regolamento“ der Zeitung, das Papst Pius IX. in einer Audienz wenige Tage vor dem Erscheinen der Erstausgabe genehmigt hat, über deren Ziele die folgenden Sätze: „1. Die gegen Rom und das römische Papsttum in Umlauf gebrachten Verleumdungen zu enthüllen und zu widerlegen; 2. Die unerschütterlichen Prinzipien der katholischen Religion sowie die Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit als unumstößliche Grundlagen jedes geordneten sozialen Zusammenlebens in Erinnerung zu bringen und 3. Die Verehrung für den Erlauchtesten Souverän und Papst anzuregen und zu fördern.“¹⁰

Das Ende der zeitlichen Macht

Am 20. September 1870 durchbrechen Truppen des Königs Viktor Emanuel die römische Stadtmauer an der Porta Pia. Der „Osservatore Romano“ spricht von den „künftigen Vandalen“ und von „den Stimmen der Parlamente und den Stimmen der Kanonen“.¹¹ Der Päpstliche Staat ist am Ende seiner Existenz angelangt. Nicht aber der „Osservatore Romano“. Nach einer Zwangspause durch die Besetzung Roms durch die italienischen Truppen nimmt er am 17. Oktober 1870 sein Erscheinen wieder auf mit einem auf die Zukunft

7 O.R.dt, Nr. 27, 8. Juli 2011, S. 3.

8 Editorial der ersten Nummer des „Osservatore Romano“, 1. Juli 1861, S. 1 (eigene Übersetzung).

9 Ebd.

10 zit. nach: „Die Geschichte des Osservatore Romano“. In: vatican.va/news (abgerufen im Juni 2011).

11 O.R., 20. September 1870.

gerichteten Programm: Man wolle – so heißt es in einem erneuten Editorial – „nicht auf das Schlachtfeld billiger Polemik zurückkehren und sich vom Fanatismus der Parteien blenden lassen“, sich vielmehr „den unabänderlichen und unveräußerlichen Prinzipien von Religion und Moral stellen, als dessen alleinigen Bewahrer und Anwalt er den Stellvertreter Jesu Christi auf Erden anerkennt“.¹² Nicht nur diese Ergebenheitsadresse an den Papst, sondern auch das tapfere Durchhalten in schwierigen Jahren – die Zeitung wurde mehrfach beschlagnahmt – führt dazu, dass der Vatikan unter Papst Leo XIII. die Eigentumsrechte an der Zeitung erwirbt und sie ab 1885 zum Informationsorgan des Heiligen Stuhls macht.

Aus einem politischen Kampfblatt wird der „Römische Beobachter“. Die Ereignisse beginnen sich zu entwirren. Der Verlust der Territorien und der zeitlichen Macht wird immer mehr als von der Vorsehung geleitet interpretiert. „Was damals der Zeitung und auch den vatikanischen Autoritäten noch nicht so klar war, wird zunehmend deutlicher: das Faktum nämlich, dass für die Kirche von Rom das Ende der zeitlichen Macht keinen Tod bedeutete, sondern eine Wiederauferstehung“, so der Historiker Giampaolo Romanato.¹³ Und ein weiterer Historiker, Sergio Romano, zieht eine bemerkenswerte Schlussfolgerung: „Zwar hatte der Papst sein kleines Territorium 1870 verloren, aber er hatte seit dem Konzil diesen Jahres eine Eigenschaft, die Unfehlbarkeit, die nicht einmal dem russischen Alleinherrscher zukam. Zwischen ihm und den anderen gab es also unter streng institutionellem Gesichtspunkt einen grundlegenden Unterschied. Während die Träger der kaiserlichen Macht in Wien, London, Berlin und Petersburg (Nikolaus II. von Russland im Jahr 1905) einige ihrer alten Vorrechte an eine neue Macht abgeben mussten, an den ‚demos‘, der nicht nach göttlicher Bestätigung fragte, hatte der Papst seine Autorität sogar konsolidiert und [...] die Gründung einer Zeitung autorisiert, die zur Welt über die Kirche sprechen sollte und damit implizit die Reaktion der Welt auf seine Worte anregte.“¹⁴

Natürlich setzt sich die Zeitung in den weiteren Jahren, in denen der Papst „Gefangener im Vatikan“ war, für die Lösung der „Römischen Frage“ ein, die dann erst 1929 mit dem Abschluss der Lateranverträge erreicht wurde. Sie berichtet getreu über die Ereignisse dieser Jahrzehnte, war Zeugin des I. Vatikanischen Konzils von 1869

12 O.R., 17. Oktober 1870.

13 Vgl. „La fine dello Stato Pontificio“. In: Landi/Vian (Hg.): Singolarissimo giornale, a.a.O., S. 53.

14 O.R.ital., 4. Dezember 2010.

bis 1870. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts steht sie in vorderster Front in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Liberalismus und dem Sozialismus über die Soziale Frage. Während des Ersten Weltkrieges nimmt sie eine eher ausgleichende Stellung ein. In der Auseinandersetzung mit dem Modernismus verbreitet sie die Gedanken und Weisungen des Papstes, auch bei der Beurteilung der neu entstandenen „Katholischen Aktion Italiens“, bei der Vorbereitung der Lateranverträge sowie bei den Auseinandersetzungen um das Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien.

Werfen wir in der Rückschau noch einen Blick auf die Hochzeit des Blattes in den Dreißiger- und Vierzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts, in denen der „Osservatore Romano“ die höchste Auflage seiner Geschichte erreichte – 60 000, manchmal über 100 000 Exemplare täglich. Eine ruhmreiche Zeit, vor allem wegen der mutigen Auseinandersetzung mit dem Faschismus in Italien, dem Nationalsozialismus in Deutschland und dem Marxismus-Leninismus in der Sowjetunion.

Im Jahr 1930 ist der „Osservatore Romano“ eine jeden Nachmittag außer sonntags erscheinende Zeitung, bestehend aus vier, manchmal sechs Seiten mit jeweils sechs Spalten. Auf Seite eins vor allem die bis heute bestehende offiziöse Rubrik „nostre informazioni“ mit tagesaktuellen Angaben über Audienzen des Papstes, Ernennungen etc. Hier werden auch päpstliche Dokumente, Verlautbarungen der Kongregationen und ausführliche Kommentare zu den Texten abgedruckt. Seite zwei mit der Rubrik „Vita cattolica“ (katholisches Leben) zu Initiativen aus dem katholischen Raum, des Klerus, der Orden, der Katholischen Aktion, Hinweise auf Kongresse und Berichte darüber. Die dritte Seite enthält Nachrichten aus dem Vatikan und aus der Ewigen Stadt („note romane“) und die vierte ist mit der Rubrik „Dall’Italia e dal’ mondo“ (aus Italien und aus der Welt) der italienischen und internationalen Politik gewidmet. Eigene Artikel oder gar eigene Meinungen finden sich selten, eher ungezeichnete Kursivbeiträge mit offiziellen oder offiziösen Stellungnahmen des Heiligen Stuhls. „In bestimmten Fällen waren sie verfasst vom neuen Staatssekretär, Kardinal Pacelli, oder von seinen direkten Mitarbeitern – wie auch Kardinal Gasparri während des Ersten Weltkrieges eifriger, aber meist incognito bleibender Mitarbeiter war, wie man auch während der Verhandlungen um die Lateranverträge in manchen Beiträgen den unverwechselbaren Stil Papst Pius’ XI. zu erkennen glaubte.“¹⁵

15 Roberto Pertici: Di fronte al nazismo. In: Landi/Vian (Hg.): Singolarissimo giornale, a.a.O., S. 169

Im Juli 1920 wird Giuseppe della Torre, einer der bedeutendsten Journalisten Italiens in dieser Zeit, Direktor des „Osservatore Romano“. Er kommt aus dem Katholizismus des Veneto, der wegen seiner kritischen Haltung gegenüber dem Faschismus schon öffentlich angefeindet wird. Ende 1929 siedelt sich der „Osservatore Romano“ in der Vatikanstadt an, nunmehr im unabhängigen Vatikanstaat. Hier ist man eher geschützt vor Kontrollen und eventuellen Zugriffen seitens der Regierung Italiens. Della Torre leitet die Zeitung mit Entschlossenheit und großer Kompetenz. Es gelingt der sehr kleinen Redaktion mit rund zehn Redakteuren im Meer von Agenturmeldungen wichtige Informationen herauszufiltern und in den Vordergrund zu stellen. In einer Art „erweiterter Redaktion“ nutzt man Kardinäle, Bischöfe, päpstliche Nuntiatoren und über die ganze Welt verstreute katholische Organisationen als Informationsquellen und gelangt so an sichere Nachrichten und Analysen zum Weltgeschehen. Nicht zuletzt aufgrund dieser Quellen ist man in der Lage, sich zu einem der heftigsten Gegner der falschen und gefährlichen Ideologien zu entwickeln und sich vor allem im entschiedenen Widerstand gegen das Hitlerregime zu profilieren. Es beginnt eine der ruhmreichsten Epochen der Zeitung in ihrer 150-jährigen Geschichte.

Im Kampf gegen die Ideologien

Der Name Hitler erscheint in der Vatikanzeitung zum ersten Mal am 20. Oktober 1929. Es ging um den Protest Hitlers und der NSDAP – bei den Wahlen 1928 allerdings nur mit 2,6 Prozent der Stimmen gewählt – gegen den Young-Plan, der nach dem Willen der Amerikaner Deutschland von den Reparationszahlungen nach dem Ersten Weltkrieg entlasten und der Wirtschaft mehr Spielraum geben sollte. Die Redaktion tut sich noch ein bisschen schwer mit der Positionierung Hitlers in der deutschen Rechten, aber man verwendet schon Begriffe wie „deutsch-national“, „populistisch“ und „rassistisch“. Nach der Auflösung des Reichstags am 14. September 1930 befassen sich die Mitarbeiter Della Torres noch intensiver mit der Situation in Deutschland und der NSDAP, die mit dem Erreichen von sechseinhalb Millionen Stimmen bei den Wahlen 1930 zum Problem für ganz Europa wird. In der Ausgabe vom 11. Oktober 1930 wird unter „Nostre informazioni“ eine Erklärung der bischöflichen Kurie von Mainz unter anderem mit den Worten kommentiert: „Die Zugehörigkeit zur nationalsozialistischen Partei Hitlers ist unvereinbar mit dem katholischen Gewissen wie auch der Sozialismus aller Färbungen mit ihm nicht zu versöhnen sind. Das Programm der Nationalsozialisten

steht in krassem Gegensatz zur katholischen Doktrin, wie auch ihre Redner offen den ‚Kampf gegen Rom‘ proklamieren.“¹⁶ Einen breiten Raum, nicht zuletzt mit klaren Stellungnahmen von Kardinal Eugenio Pacelli, nimmt auch die Auseinandersetzung um das Reichskonkordat ein. Mit ihm, so der damalige Kardinalstaatssekretär, sei weder ein Verzicht auf eigene Werte noch auf die bestehen bleibende Verurteilung der Grundlagen des Nazismus verbunden.

Die Beiträge der Vatikanzeitung nach der Machtergreifung tragen die Namen prominenter Autoren unter anderen Guido Gonella, Alcide de Gasperi und Giovanni Battista Montini. Vor allem Gonella, der die europäischen Hauptsprachen beherrscht, analysiert in einer neuen Rubrik der Zeitung „Problemi del giorno“ (Probleme des Tages) regelmäßig das Geschehen in Deutschland. Er lässt sich nicht blenden von antikapitalistischen Tendenzen im deutschen Nazismus, sondern entlarvt von vornherein den Rassismus und den Antisemitismus als wahren Kern der Ideologie Hitlers: Er erwähnt die „Säuberung“ der Lehrstühle, die Auswanderung vieler Intellektueller, die Verbrennung von Büchern. In einer Rubrik in der Ausgabe vom 29. Juni 1933 schreibt Gonella zur Rassenideologie: „Der Nationalsozialismus ist antihistorisch und antiwissenschaftlich, antipolitisch und antireligiös. Es existieren keine geschlossenen Welten. Die Botschaft Jesu bedeutet Befreiung von vorherigen Rassenfestlegungen auf in sich geschlossenen Rassen. Zwischen dem Turm von Babel und dem Platz in Jerusalem an Pfingsten liegt die Erlösungstat Jesu, die die christliche Liebe an die Stelle von Hass und Barberei gesetzt hat.“¹⁷

In den Jahren 1935 und 1936 wachsen die Spannungen zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich. Die Vatikanzeitung verfolgt mit besonderem Interesse die klaren und mutigen Stellungnahmen des Bischofs von Münster und späteren Kardinal Clemens August von Galen, der einen für den 7. Juli 1935 geplanten Besuch des Chefideologen der Nazis, Alfred Rosenberg („Der Mythos des 20. Jahrhunderts“), in Münster zu verhindern suchte. Reichsinnenminister Wilhelm Frick stellt sich sofort gegen ihn. Es sei untragbar, so Frick auf einer Parteiversammlung, dass sich ein kirchlicher Würdenträger gegen die staatliche Autorität stelle und solche Forderungen erhebe. Um solche Einmischungen in Zukunft zu verhindern, fordern die Nationalsozialisten stattdessen eine totale „Entkonfessionalisierung“ des öffentlichen Lebens. Der Angriff des Ministers richtet sich auch

16 zit. nach Pertitici, a.a.O, S. 169f.

17 zit. nach Pertitici, a.a.O. S. 181.

gegen katholische Organisationen, gegen die konfessionelle Presse und gegen alle Gegner des Gesetzes zur Sterilisation. Am darauf folgenden Sonntag reagierte fast die gesamte Bevölkerung von Münster mit einer imposanten Sympathiekundgebung für den Bischof. Frick hatte auch die katholische Presse attackiert und geäußert, man wolle weder eine katholische, noch eine protestantische, sondern nur eine „einheitliche deutsche Presse“. Die Stellungnahme des „Osservatore Romano“ dazu vom 15. Juli 1935: „Während man der Presse breiten Raum für Propaganda lässt, will man der katholischen Presse den Mund verbieten, die trotz tausendfacher Schwierigkeiten ihre Stimme erheben möchte und muss gegen die Anfeindungen und für die Verteidigung der Wahrheit.“¹⁸

Im Januar 1937 erkrankt Papst Pius XI. schwer und ist ans Bett gefesselt. Trotzdem empfängt er am 17. Januar die deutschen Bischöfe zum Besuch „Ad limina“, unter ihnen der Erzbischof von Breslau, Kardinal Bertram, der Erzbischof von Köln, Kardinal Schulte, der Erzbischof von München, Kardinal Faulhaber sowie die Bischöfe von Münster und Berlin, von Galen und von Preysing. Die Vatikanzeitung berichtet von einer langen Audienz mit den deutschen Bischöfen, die der Papst „durch seine unveränderte Tatkraft und seine Ergebung in den Willen Gottes“ tief beeindruckt habe. Es liegt nahe, dass der Papst mit den deutschen Bischöfen seinen Entwurf der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ erörtert hat, die dann zwei Monate später im März 1937 veröffentlicht wird. Der „Osservatore Romano“ kommentiert unter der Überschrift, die nicht unbeabsichtigt ein deutsches Wort enthält: „La situazione della Chiesa cattolica nel reich germanico“ (Die Lage der Kirche im deutschen Reich). Der Papst sei, so heißt es darin unter anderem, auch von der Sorge getragen, dass die geplante „Entchristianisierung“ Deutschlands Erfolg habe. Er wolle versuchen, die vielleicht noch durch das Konkordat vorhandenen Spielräume zu nutzen. Pius XI. befürchte jedoch das völlige Verschwinden der Inhalte und der wichtigsten religiösen Grundbegriffe und deren Verdrehung durch die Nazi-Ideologie. Danach komme der Begriff „Offenbarung“ von Blut und von der Rasse, der „Glaube“ werde auf die Zukunft des Volkes projiziert, die „Unsterblichkeit“ sei „kollektives Überleben in der Kontinuität des eigenen Volkes“ sowie die Negation des Kreuzes und die Verweigerung der Annahme einer „Gottessohnschaft“ erfolge im Namen einer „angeblichen Besonderheit des deutschen Charakters“. Eine Kursivnote der Ausgabe der Vatikanzeitung

18 O.R., 15./16. Juli 1935.

vom 24. März 1937 hebt eine breite Zustimmung in Deutschland zur Enzyklika „Mit brennender Sorge“ auch in nichtkatholischen Kreisen hervor. Vor allem im Hinblick auf die grausame Judenverfolgung bedeute sie „eine wirksame Unterstützung all derjenigen, die in heroischem Widerstand verharren, und zugleich Mahnung und Ansporn für all diejenigen, die sich aus rein menschlichen Beweggründen abgewendet haben“.¹⁹

Über diese und die nachfolgenden Jahre, in denen der „Osservatore Romano“ nach seinem täglichen Erscheinen den Verkäufern fast aus der Hand gerissen wird, schreibt der Kardinalerzbischof von Mailand und spätere Papst Paul VI., Giovanni Battista Montini, 1961 in einem Beitrag zum 100-jährigen Bestehen des Blattes: „Eine einzigartige Zeitung (singolarissimo giornale), die in einer schwierigen Zeit soviel Kraft entwickelt und Autorität ausgestrahlt hat. Ich selbst habe traurige und dramatische Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs gemacht, als der italienischen Presse ein Maulkorb umgebunden war und eine freie Presse durch radikale Zensur unterbunden wurde. Der ‚L'Osservatore‘ spielte damals eine bedeutende Rolle, nicht weil er neue und profitträchtigere Aufgaben sah, sondern weil er seine Funktion als wahrheitsgetreues Instrument einer freien Information weiterführte. Es war gleichsam so, als würden in einem Saal alle Lichter erlöschen und nur ein einziges bleibt erleuchtet: alle Blicke richten sich naturgemäß auf das noch brennende Licht; und zum Glück war dieses das vatikanische Licht, die ruhige Flamme, genährt vom apostolischen Licht Petri. Der ‚L'Osservatore‘ zeigte sich damals als das, was er immer gewesen ist: ein Orientierungslicht.“²⁰

Vor und nach dem Konzil

Seine Rolle als getreues Sprachrohr des Papstes spielt die Vatikanzeitung „Osservatore Romano“ auch in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Blatt dokumentiert die päpstlichen Weisungen, es ist getreuer Berichterstatter des Zweiten Vatikanischen Konzils, protokolliert die Bischofssynoden und die bald beginnenden Papstreisen in alle Teile der Welt. 1960 löst Raimondo Manzini in der Direktion Giuseppe della Torre ab, der 40 Jahre lang dieses Amt innehatte. Zum hundertjährigen Bestehen des „Osservatore Romano“ im Jahr 1961 schreibt Papst Johannes XXIII.: „Die vergangenen 100 Jahre haben

19 O.R. ital., 24. März 1937.

20 O.R.dt., Nr. 27, 8. Juli 2011, S. 2.

diese Zeitung nicht nur zum Zeugen, sondern auch zur Gestalterin der Geschichte gemacht; denn weil sie schon wegen der Nähe des Ortes mit dem Apostolischen Stuhl eng verbunden ist und sich treu nach seinen Lehraussagen richtet, hat sie beständig zum Wachstum des Reiches Christi auf Erden beigetragen. [...] Sie hat der Wahrheit gedient, die Gerechtigkeit verteidigt, sich für echte Freiheit eingesetzt und Wesen und Würde des Menschen stets ehrenvoll in Schutz genommen.“²¹ Sein Nachfolger Papst Paul VI., der wie erwähnt immer schon eng mit dem Blatt verbunden war, gibt der Zeitung am 1. April 1972 ein neues „regolamento“ und somit eine neue rechtliche Struktur. Demnach wird festgehalten, dass der „Osservatore Romano“ Eigentum des Heiligen Stuhls ist und im Vatikanstaat herausgegeben wird. Was seine Inhalte betrifft, ist er dem vatikanischen Staatssekretariat unterstellt, in wirtschaftlichen Belangen der Verwaltung der Güter des Heiligen Stuhls. Unmittelbar zuständig für die Verwaltung sind die Salesianer Don Boscos, denen auch die Druckerei, die „Tipografia Polyglotta“, anvertraut ist.

In den Jahren nach dem Konzil fällt immer wieder das Wort „Internationalisierung der Kurie“, und die Erkenntnis von deren Notwendigkeit verstärkt sich. Da war die Vatikanzeitung schneller: Als erste fremdsprachige Wochenausgabe im halben Zeitungsformat war schon 1949 eine französische Version erschienen. Es folgen 1968 die englische, 1969 die spanische und die portugiesische Ausgabe. Papst Paul VI. setzt sich mehrfach, auch in Gesprächen mit deutschen Bischöfen, für den Aufbau einer deutschen Ausgabe ein. Deren Notwendigkeit wird allerdings in Kreisen der Bischofskonferenz wie auch der katholischen Publizistik skeptisch beurteilt. Gerade läuft mit dem Verlust hoher Subventionsgelder das Experiment einer katholischen Wochenzeitung „Publik“ ins Leere, und auch die katholische Presse hat mit abnehmender Akzeptanz und Auflageneinbußen zu kämpfen. Aber der Papst drängt. Er sieht in Deutschland das Interesse an den Impulsen des Konzils erlahmen und, wie zum Beispiel bei der massiven Kritik an der Enzyklika „Humanae Vitae“ von 1968, den „antirömischen Affekt“ wieder aufflammen. Viel Mut und Engagement bei der Erfüllung des Papstwunsches beweist der damalige Bischof von Münster, Heinrich Tenhumberg, zugleich Medienbischof der Deutschen Bischofskonferenz, der unter anderem in seiner Bistumszeitung „Kirche und Leben“ für die Idee eines deutschen „Osservatore“ mit

21 zit. nach Virgilio Levi: Die Publizistischen Organe. In: Gabriel M. Garrone/Mario Carrieri: Der Vatikan und das christliche Rom. Vatikanstadt 1975, S. 367.

den Worten wirbt: „Aufgabe dieser Zeitung ist es, den Dienst des Petrusamtes im deutschen Sprachraum gegenwärtig zu machen.“

Heinrich Tenhumberg betraut den Jesuitenpater Karlheinz Hoffmann, Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan, und den Verfasser dieser Zeilen, damals im römischen KNA-Büro tätig, mit den Vorbereitungen. Vor genau 40 Jahren, am 8. Oktober 1971, erscheint das erste Exemplar. Ich zitiere aus einem Beitrag des Verfassers für die „Kirchenzeitung Eichstätt“ zum 30-jährigen Bestehen der deutschen Wochenausgabe: „Und da saßen wir nun in zwei kleinen Büros von insgesamt zehn Quadratmetern innerhalb des Vatikans unweit des Annators. Zwei sprachkundige Damen halfen. Gesetzt wurde damals noch mit Lochstreifen aus Linotypemaschinen, gedruckt mit Bleizylindern auf einer Uralt-Rotationsmaschine von Koenig&Bauer – das konnte man den Besuchern in den ersten Jahren immer so herrlich vorführen. Größtes Problem war die Übersetzung der Texte, vor allem deren Umformung in gutes Deutsch. Bald wurde ein Team von in Rom lebenden Deutschen und Österreichern gebildet, vom Journalisten bis hin zu Ordensleuten, die gemeinsam an den Rohübersetzungen arbeiteten. Um nicht nur Texte zu transportieren, sondern um eine Zeitung zu machen, brachten wir Informationen und manchmal auch Diskussionsbeiträge aus den deutschsprachigen Ortskirchen zu theologischen Fragen, die den vatikanischen Vorgesetzten zwar nicht immer gefielen, aber immer – weil mit dem nötigen Augenmaß ins Blatt genommen – akzeptiert wurden.“²²

Wegen der niedrigen Gehälter im Vatikan und der geringen Sätze für Übersetzungsarbeit wird der deutschsprachige „Osservatore Romano“ vom Verband der Diözesen Deutschlands unterstützt, was ihn zeitweise Anfeindungen von Kollegen der anderssprachigen Ausgaben aussetzt und zu Auseinandersetzungen mit den vatikanischen Leitungsorganen führt. Aber nur so kann es gelingen, sich auf dem Markt der deutschsprachigen Länder zu platzieren. Im Dreipäpstejahr 1978 steigt die Auflage immerhin auf mehr als 20 000 Exemplare. 1973 wird der Verfasser dieses Aufsatzes zum Chefredakteur ernannt und übt dieses Amt fast 14 Jahre lang bis 1987 aus. Seit einigen Jahren wird die Zeitung von der Österreicherin Astrid Haas geleitet. Die neuen Drucktechniken, an die man sich im Vatikan nur langsam anpassen konnte, haben es möglich gemacht, den deutschsprachigen „Osservatore Romano“ in Deutschland zu drucken, und zwar beim Schwabenverlag in Ostfildern bei Stuttgart.

22 Vgl.: Elmar Bordfeld: Römischer Beobachter, zit. nach kath.net.

Ende der Siebzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts ist in der Gesamtfamilie des „Osservatore Romano“ Unruhe zu verspüren. Die Zeiten haben sich geändert. Medien spielen eine immer größere Rolle. Immer mehr Informationen überfluten den Benutzer. Auf dem Stuhl Petri sitzt (und reist) ein „Medienpapst“.²³ Das Konzil hat in seinem Dekret „Inter Mirifica“ über die Werkzeuge der sozialen Kommunikation Denkanstöße zum Thema „Recht auf Information“ und zum richtigen Gebrauch der Medien gegeben. Die Pastoralinstruktion „Communio et progressio“ über die Instrumente der Sozialen Kommunikation hat im Mai 1971 nachgelegt. Hier ist unter Nr. 64 zu lesen: „Die Kommunikationsmittel leisten erst dann ihren vollen Beitrag zur Entfaltung des Menschen, wenn er deren Wesen und den Umgang mit ihnen begriffen hat.“²⁴ Und in Nr. 123 heißt es: „Wer immer in der Kirche Verantwortung trägt, muss ständig bestrebt sein, durch die Medien umfassende und wahrheitsgemäße Informationen zu vermitteln, damit man ein zutreffendes Bild von der Kirche und ihrem Leben erhält.“

Leistet der „Osservatore Romano“ noch, was er leisten muss? Ist er nur ein Amtsblatt des Heiligen Stuhls? Ist er offiziell oder offiziös? Ist die finanzielle und personelle Ausstattung noch adäquat? In den letzten Monaten des Jahres 1980 spitzt sich die Lage derart zu, dass die Verantwortlichen es für gut halten, eine Apostolische Visitation durchführen zu lassen. Der Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, der österreichische Pater und spätere Kardinal Alfons Stickler befragt zwei Monate lang mit viel Geduld sämtliche Mitarbeiter der Zeitung und erstellt darüber ein Gutachten, welches naturgemäß geheim bleibt. Es steht jedoch zu erwarten, dass in personeller und struktureller Hinsicht Veränderungen vorgenommen werden. Unabhängig davon, dass eine Tageszeitung mit nur zehn Redakteuren an sich schon hilflos unterbesetzt ist, ist dieselbe als Sprachrohr eines Papst Johannes Paul II. erst recht nicht ausreichend, zumal wenn – wie bereits erwähnt – die Technik zu wünschen übrig lässt. Die Rotationsmaschine in der Druckerei der Zeitung im Vatikan zum Beispiel hat gute 40 Jahre auf dem Buckel. Einige andere Maschinen sind noch älteren Datums.

23 Vgl. Elmar Bordfeld: Johannes Paul II. – ein Papst für die Medien, Medien für den Papst. In: *Communicatio Socialis*, 16. Jg. 1983, H. 2, S. 103ff.

24 Vgl. hierzu und im Folgenden Pastoralinstruktion „Communio et progressio“. Deutsche Übersetzung in „Nachkonziliare Dokumentation“, Bd. 11, Trier 1971.

Kritisches aus Deutschland

Aus dem deutschsprachigen Raum ist schon Ende der Sechzigerjahre Kritisches zu hören. Der Chefredakteur der Katholischen-Nachrichten-Agentur, Konrad Kraemer, schreibt 1970 in einem Beitrag, der in zahlreichen Kirchenzeitungen erscheint, über die Macher des „Osservatore Romano“: „Sie gestalten den Osservatore unter souveräner Missachtung der journalistischen Gesetze, denen wohl jede andere Tageszeitung folgt. Jagd nach Aktualitäten gibt es nicht; man glaubt vielmehr zu bestimmen, was aus dem Vatikan für die Welt aktuell ist. Von umfassender oder wenigstens repräsentativer Berichterstattung über die Weltereignisse kann keine Rede sein.“²⁵ Kritisiert wird auch, dass die Vatikanzeitung zur Enzyklika „Humanae Vitae“ zunächst nur positive Stellungnahmen bringt. Auch, dass das Wort der deutschen Bischöfe, die sogenannte „Königsteiner Erklärung“, mit keinem Wort erwähnt wird.

In Kreisen des Verbands Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschland heißt es: „Die Zeitung hat im Stil eines doktrinär-ideologischen Organs die Meldungen über das weltweite Echo auf die Enzyklika so einseitig ausgewählt und kommentiert, dass der Tatbestand der schweren Manipulation erfüllt wurde.“²⁶ Ein entsprechender Brief des damaligen Vorsitzenden der Gesellschaft, Konrad Simons, wird dem Chefredakteur des „Osservatore Romano“, Raimondo Manzini, übermittelt. Manzini antwortet, man habe weder eine Triumph-Kundgebung veranstalten wollen, noch die Wahrheit des auf die Enzyklika folgenden Echos fälschen wollen. Es sei jedoch schwierig für den „Osservatore Romano“, „nur negative Äußerungen zu veröffentlichen, ohne sie zu kommentieren, besonders, da sehr häufig der formelle Respekt fehlt, der dem Heiligen Vater gebührt.“²⁷

Der Verfasser dieses Aufsatzes sah sich in seinen Jahren beim „Osservatore Romano“ sehr gut aufgenommen und respektiert. Dennoch übt auch er, gestützt auf seine persönlichen Erfahrungen als Chefredakteur der deutschsprachigen Ausgabe, vorsichtige Kritik. In einem Vortrag vor der Österreichisch-Deutschen Kulturgesell-

25 Zit. nach einem unveröf. Dossier über „Das Vatikanische Informationswesen. Struktur und Arbeitsweise seiner Einrichtungen, ihre Mängel und Vorschläge zur Verbesserung der Situation“, 1969.

26 Ebd.

27 Vgl. Briefwechsel der Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschland mit dem Chefredakteur der Vatikanzeitung „L'Osservatore Romano“, veröffentlicht in: *Communicatio Socialis*, 1. Jg 1968, H. 4, S. 348-350 sowie 2. Jg. 1969, H.1, S. 61f.

schaft in Wien am 9. Februar 1983 bezeichnet er die Leitungs- und Exekutivstrukturen vatikanischer Informationsgebung als nicht ausreichend und weist auf das Fehlen von Medienfachleuten hin. Kommentare und Kursivnoten im „Osservatore Romano“ seien in der Regel Reaktionen auf Angriffe oder Kritik. Gefordert werden müsse eine agierende, nicht reagierende Informationspolitik. Der „Osservatore Romano“ solle ein internationales Organ werden und den Dialog zwischen Rom und der Weltkirche unter intensiver Benutzung neuer Techniken sowie des innerkirchlichen Kommunikationsnetzes widerspiegeln.

Wörtlich hieß es damals in dem Vortrag: „Die technische Umstellung muss einer der ersten Schritte zur Reform der Zeitung sein, wenn man halbwegs adäquate Auflagen erzielen möchte. Die sieben Redaktionen der Zeitung führen weitgehend ein Eigenleben. Hier ist nicht mehr Dirigismus oder gar Zensur erforderlich, sondern sinnvolle Kooperation und Koordination. In den letzten drei Jahren haben mit den Leitern der nichtitalienischen Ausgaben insgesamt nur zwei Redaktionskonferenzen stattgefunden. Die Verständigung untereinander scheidet zumeist daran, dass jeder für sich in seiner Mini-Redaktion (ein bis maximal zwei Redakteure) so überlastet ist, dass für regelmäßig durchgeführte Sitzungen keine Zeit bleibt.“²⁸

Die Umstellung auf modernere Drucktechniken erfolgt im Jahr 1991. Die alte Rotation wird in Einzelteile zerlegt und nach Afrika verkauft. Jetzt erfolgt der Satz mit Photokomposition und der Seitenumbruch am Bildschirm. Es ist der 130. Jahrestag der Gründung der Zeitung. „Mit der Einführung neuer Technologien beginnt für sie ein neues Kapitel“, so Papst Johannes Paul II. in einem Glückwunschs schreiben zu diesem Anlass: „Die neue Phase lässt auf noch bessere Ergebnisse in dem Dienst hoffen, den diese Zeitung auf der Linie des päpstlichen Lehramtes für die kirchliche Gemeinschaft und die moderne soziale Kommunikation ganz entscheidend leistet.“²⁹ Auch was den Inhalt betrifft ist in den vergangenen zwanzig Jahren vieles, wenn nicht gar alles anders geworden. Die Zeitung wandelt sich vom

28 Zit. aus dem Vortragsmanuskript; einige Wochen später wird der Autor im Vatikanischen Staatssekretariat für seinen offiziell nicht genehmigten Auftritt in Wien zur Rede gestellt. Er kann darauf hinweisen, dass das Manuskript vom damaligen Präfekten der Glaubenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger, und vom Präsidenten der Medienkommission, Erzbischof Andreas Maria Deskur, vorher gelesen und positiv beurteilt worden sei. Konsequenzen blieben aus.

29 Zit. nach „Die Geschichte des Osservatore Romano“, www.vatican.va/news.

römischen Lokalblatt und von einer italienischen Abendzeitung, die man jahrzehntelang mit exorbitanten Vertriebskosten von Sizilien bis zu italienischen Alpentälern an die Kioske gebracht hat, zur Kulturzeitschrift und zum Ideenblatt – „Zeitung der Ideen“ nennt sie der Papst in seinem Jubiläumsbrief. Benedikt XVI. ernennt im Jahr 2007 den römischen Historiker und Publizisten Giovanni Maria Vian zum zehnten Direktor der Vatikanzeitung. Vian macht die Zeitung in der Tat kultureller, aber auch internationaler. Die Zusammenarbeit mit den Redaktionen der nichtitalienischen Ausgaben wird verbessert und intensiviert.

Vian führt eine gründliche Blattreform durch: Die bisher bis zu acht verschiedenen Schrifttypen auf einer Seite werden zugunsten einer einheitlichen Brottschrift entfernt, die noch immer gewaltigen Textmassen auf den großformatigen Seiten, die so genannten Bleiwüsten, durch einen klareren Umbruch und mehr Weißraum gegliedert. Auf den Papst sind wohl einige neue inhaltliche Akzente zurückzuführen: mehr internationale Themen, mehr Aufmerksamkeit auf den christlichen Orient, mehr Präsenz von Frauen im Blatt. Letzteres bezogen sowohl auf die Berichterstattung als auch auf den Mitarbeiterstamm. Im April 2008 stellt der „Osservatore Romano“ in der Hauptredaktion erstmals in den 150 Jahren seines Bestehens eine Redakteurin ein, die 36-jährige Silvia Guidi. Guidi war zuvor stellvertretende Leiterin des Auslandsressorts bei der Mailänder Tageszeitung „Libero“. Sie ergänzt eine Redaktion von bislang 22 männlichen Redakteuren. „Unter den berühmtesten und meistzitierten Zeitungen der Welt ist der ‚Osservatore Romano‘ eine der schwächsten, mit einer nur begrenzten Auflage“, gibt Vian in einem Beitrag im Jubiläumsbuch zu, „aber mit einer umso größeren Ausbreitung, nicht zuletzt dank der periodisch erscheinenden Ausgaben, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden und inzwischen außer im Vatikan in drei Kontinenten gedruckt werden.“³⁰

Der publizistische Spagat ist immer noch schwierig. Der „Osservatore Romano“ bleibe „die Zeitung des Papstes“ und wolle doch „kein Hofjournal“ sein, betont Vian. Das Verhältnis von Information, Dokumentation und Meinung gelte es immer wieder neu auszutarieren.³¹ Jedenfalls gerät der „Beobachter“, weil nach wie vor von vielen unter genauer Beobachtung, immer wieder in die Schlagzeilen der

30 Giovanni Maria Vian: Il giornale del Papa. In: Landi/Vian (Hg.): Singolarissimo giornale, a.a.O., S. 25.

31 Vgl. Der „Osservatore Romano“ im Wandel. Informationsdienst der Katholischen Nachrichtenagentur, 29. Juli 2009.

Weltpresse, manchmal auch durch den Bruch eines Embargos: In die Feier zur Ernennung von Kardinälen im November 2010 platzt die Papstzeitung als erste mit der Meldung über das Erscheinen des Interview-Buches mit Peter Seewald und der darin enthaltenen angeblichen Einschränkung des Kondomverbotes durch den Papst. Nachdem innervatikanisch eine Kritik ausblieb, wird vermutet, dass diese Vorveröffentlichung „von oben“ gedeckt, wenn nicht sogar gesteuert war.

Die Zukunft ist digital

Der Vorgang scheint das Vertrauensverhältnis zu bestätigen, das zwischen Benedikt XVI. und dem Direktor des „Osservatore Romano“ besteht. Michael Rutz glaubt in einem Beitrag in *Communicatio Socialis* neue Leitlinien zu erkennen: Die Kirche müsse sich durch eigene Medien Gehör verschaffen, mit eigenen Medien in die öffentlichen Debatten eingreifen. Rutz wörtlich: „Wir müssen mit unseren Medien offen sein für die kritische Welt, so offen, wie Papst Benedikt XVI. das seinerzeit von Giovanni Maria Vian eingefordert hat, als er ihm zur Begrüßung schrieb, ein kirchliches Medium werde der Kirche besser dienen können, wenn es die fruchtbare Begegnung von Glaube und Vernunft aufzeigt, dank derer auch eine freundschaftliche Zusammenarbeit von Glaubenden und Nichtglaubenden möglich wird“.³² Und im Schreiben zum 150-jährigen Jubiläum merkt der Papst an: „In der gegenwärtigen Zeit – die oft von einem Mangel an Bezugspunkten und der Verdrängung Gottes aus dem Horizont vieler Gesellschaften, auch jener mit einer langen christlichen Tradition, geprägt ist – stellt die Tageszeitung des Hl. Stuhls eine ‚Zeitung der Ideen‘ dar, sie ist nicht nur ein Informationsorgan, sondern auch ein Bildungsorgan.“³³

„Klein und fein, aber viel gelesen“ überschreibt Guido Horst seinen Kommentar zum Jubiläum der Vatikanzeitung in der deutschen katholischen Zeitung „Die Tagespost“ und kommt zu folgender ernüchternden Feststellung: „Die Umstellung der Zeitung des Papstes von einem Sammelblatt kirchlicher und politischer Nachrichten, in dem ein italienischer Bischof auch einmal sein Hirtenwort veröffentlichen

32 Michael Rutz: Die drei Mediengebote der Kirche. In: *Communicatio Socialis*, 43. Jg. 2010, H.4, S. 447f.

33 Papst Benedikt XVI.: Schreiben aus Anlass des 150. Gründungsjubiläums der vatikanischen Tageszeitung „L'Osservatore Romano“ vom 24. Juni 2011. In: O.R.dt, Nr. 27/2011, S. 2.

konnte, zu einem kleinen, feinen Intelligenzblatt hat den ‚Osservatore Romano‘ fast die gesamte Auflage gekostet. Der Abonnentenstamm der Vatikanzeitung, der Chefredakteur Giovanni Maria Vian ab 2007 mit dem Segen des Papstes und vor allem des Kardinalstaatssekretärs Tarcisio Bertone ein völlig neues ‚outfit‘ verpasst hat, ist dahingeschmolzen wie Butter in der heißen römischen Sonne.“³⁴

Vermutlich liegt Guido Horst mit dieser Aussage nicht so ganz falsch, wenn auch beim „Osservatore Romano“ niemals über Auflagen gesprochen wird. So klein er auch ist, bleibt er doch eine der meist zitierten Zeitungen im internationalen Blätterwald. Der Weg führt wie bei allen anderen Zeitungstiteln ins Internet. Die Zukunft, auch seine, ist digital. Man blättert online. So sind wesentliche Inhalte des „Osservatore Romano“ seit Ende April 2011 auch online abzurufen, zunächst kostenlos, dann später per Abonnement. Die fremdsprachigen Ausgaben werden folgen. Ob nun „vaticanische Prawda“ oder „Orientierungslicht“, ob „Observatorium“ oder „Leuchtturm“ – in den Stürmen der Zeit bedarf es der „gedruckten Stimme des Papstes“, braucht es etwas Festes, etwas Beständiges, etwas zum Anfassen. So will ich mich zum Schluss dieses Beitrags gerne der Wette römischer Kollegen anschließen, dass es im Gegensatz zu vielen anderen Zeitungen die gedruckte Ausgabe des „Osservatore Romano“ auch noch weitere 150 Jahren geben wird.

34 Guido Horst: Im Blickpunkt: Klein und fein, aber viel gelesen. In: Die Tagespost, 64. Jg. Nr. 81 vom 9. Juli 2011, S. 2.

Eberhard von
Gemmingen

Wie Pius XI. die Erfindung des Grafen Marconi nutzte

Zur Gründung von Radio Vatikan vor 80 Jahren

Als Papst Pius XI. vor 80 Jahren, am 12. Februar 1931, den päpstlichen Sender gründen ließ, hatte er vermutlich kaum eine Vorstellung davon, was aus solch einer technischen Neuerung werden würde. Der 1922 zum Papst geweihte Achille Ratti war wissenschaftlich sehr interessiert und hatte erlebt, wie sein italienischer Landsmann Graf Giulio Marconi die Übertragung von Signalen und Sprache über große Strecken per Funk erprobt hatte. Dem aus Bologna stammenden Privatgelehrten war es gelungen, eine drahtlose Verbindung nicht nur von der päpstlichen Sommerresidenz Castel Gandolfo nach Rom, also etwa 30 Kilometer, herzustellen, sondern sogar von Irland nach Amerika. Marconi ging zunächst davon aus, dass durch die Radiowellen nur eine Person einer anderen über große Entfernungen Informationen zukommen lassen konnte, also eine Kommunikation von Punkt zu Punkt, doch als damit auch Rundfunkausstrahlungen möglich wurden, faszinierte diese neue Technik auch den Papst.

Angst vor Isolation des Vatikanstaates

Papst Pius XI. wiederum hatte jahrzehntelang erlebt, dass der 1861 gegründete italienische Staat im Vatikan als „feindlich“ betrachtet wurde, weil der völkerrechtliche Status des restlichen vatikanischen Staatsgebietes ungeklärt war und dieses von Italien isoliert werden konnte. Zu befürchten war im Ernstfall nicht nur die Sperrung der Zufuhr von Lebensmitteln und Wasser in den Vatikan, sondern auch die Verhinderung von Bischofsbesuchen aus der ganzen Welt im Zentrum der Kirche. Das neu gegründete italienische Königreich wollte das alles nicht, aber der Papst – vorher im diplomatischen Dienst u. a. als Nuntius in Polen, Chef der berühmten Mailänder Bibliothek Ambrosiana sowie Vatikandiplomat – wollte vermutlich einer solchen Isolierung vorbeugen und erkannte, dass die Technik von Graf Marconi notfalls davor schützen konnte.

Freilich wollte der Papst dann auch ein Instrument der Kirchenleitung zur Verbreitung der Glaubenslehre in die ganze Welt daraus machen. Als dafür Personal gebraucht wurde, brauchte es nur eines Telefonanrufes beim Ordensgeneral der Jesuiten, Wladimir Ledochowski, denn die Mitglieder des Jesuitenordens hatten im Gegensatz zu anderen Ordensleuten gelobt, direkte Aufträge der Päpste entgegen zu nehmen. Schon hatte der Papst drei Patres, die den Sender in die Hand nahmen. Rasch stellte sich heraus, dass Programme in italienischer Sprache nicht ausreichten. Umso besser, dass im Jesuitengeneralat Patres verschiedener Nationen saßen, die wenigstens nebenamtlich die Programme in ihre Heimatsprachen übersetzen konnten. Meiner Vermutung nach wussten mögliche Empfänger von päpstlichen Botschaften aus Rom anfangs nur durch ihre Heimatzeitungen und Agenturen, wann und auf welcher Frequenz solche Botschaften und Informationen aus Rom über Radio Vatikan übermittelt wurden.

Explosionsartige Ausdehnung nach 1930

Die politische Entwicklung in den Dreißigerjahren zwangen Radio Vatikan zu einer explosionsartigen Ausdehnung. Mit dem Überfall von Hitlerdeutschland auf fast alle Länder Europas mussten unzählige Sprachprogramme neu begonnen werden. Sie reichten bis Ende des Krieges von Lettisch bis Portugiesisch und von Arabisch bis Schwedisch. Alle Sprachen außer Italienisch hatten täglich nur Sendezeiten von 15 bis 45 Minuten. Man ging davon aus, dass die Hörer größtes Interesse daran hatten, den Papstsender zu hören. Manchen musste zugemutet werden, in ihrer Heimat schon morgens um vier Uhr das Radio anzustellen, um Radio Vatikan zu hören, denn einerseits war die damals gebräuchliche Mittelwelle bei Dunkelheit besser zu hören, andererseits war das weltweit rund um die Uhr mögliche Hören von Kurzwellensendern fast nur bei Seereisenden üblich. Kein Wunder also, dass die Hörerschaft begrenzt war.

Man könnte nun ironisch, fast makaber sagen, dass die größten „Förderer“ der Ausbreitung von Radio Vatikan die Herren Josef Stalin und Adolf Hitler wurden. Denn durch deren diktatorische Medienkontrolle wurde für die von ihnen Unterdrückten und Eingeschlossenen jeder Auslandssender zu einer Quelle für überlebenswichtige Informationen. Freilich versuchten die Diktatoren auch, Radio Vatikan zum Schweigen zu bringen oder zu behindern. Das Naziregime erreichte durch Drohungen, dass der Vatikan sich in der politischen Berichterstattung leicht zurücknahm. Die Kommunisten ließen Störsender auffahren, die das Hören des Papstsenders sehr erschwerten.

Als das Hitlerreich seinem Ende entgegen ging und Millionen Menschen vor allem im Osten auf der Flucht waren, wurde Radio Vatikan zum Personensuchdienst. Hunderttausende von Suchmeldungen wurden in vielen Sprachen durchgegeben, damit Eltern ihre Kinder und Ehemänner ihre Frauen wieder finden konnten. Unzählige Ordensfrauen saßen stundenlang in Studios und gaben Suchmeldungen durch.

Weltweite Sendungen

Nach dem zweiten Weltkrieg zeigte sich die Notwendigkeit, Sendungen in vielen Übersesprachen zu beginnen. Die Palette wurde erweitert um Chinesisch, Japanisch, Vietnamesisch, Hindi, Tamil, Malajalam, Urdu, Kisuaheli. Inzwischen waren natürlich auch Hunderte von Nicht-Priestern in die Redaktionen eingezogen. Vor allem Heimatvertriebene fanden eine segensreiche Arbeit, um die zuhause Verbliebenen vor allem hinter dem Eisernen Vorhang über die Weltkirche zu informieren. Der Stab von Radio Vatikan wuchs auf 400 Personen: Redakteure und – wohlgermerkt – auch Redakteurinnen sowie Techniker. Jesuiten behielten viele Schlüsselpositionen, aber keineswegs alle.

Ein kleiner Sturm brach für Radio Vatikan los, als Johannes Paul II. begann, die halbe Welt zu bereisen. Bei den jährlich vier Auslandsreisen waren acht bis zehn Redakteure und Techniker von Radio Vatikan dabei, die live außer in Italienisch und Polnisch auch noch in den wichtigsten Weltsprachen und in den Sprachen der besuchten Region über die Auftritte und Ansprachen des polnischen Papstes berichteten.

Zukunft im elektronischen Zeitalter

Mit der Ausbreitung des Internets musste Radio Vatikan sich schrittweise auch auf dieses neue Kommunikationsmittel einstellen. Heute sind die Internetauftritte für den Sender in den verschiedenen Sprachen und die Newsletter mindestens ebenso wichtig wie die Radioprogramme. Alle Produkte von Radio Vatikan werden inzwischen oft von katholischen Sendern in aller Welt übernommen.

Meiner Ansicht nach heißt die Zukunft von Radio Vatikan sogar „Internet“. Die Ausstrahlung von Sendungen in Mittel- und Kurzwelle dürfte zu einem guten Teil der Vergangenheit angehören. Dabei ist die schriftliche Präsentation im Netz ebenso wichtig wie die Übermittlung von Tonaufzeichnungen. Der Sender könnte dabei wesentlich Personal einsparen. Die Kosten des Senders liefern nämlich immer wieder Stoff für Diskussionen. Vor allem Papst Johannes Paul II. verhinderte mehrfach, dass Kürzungswünsche des Staatssekretariats umgesetzt

wurden. Erst vor wenigen Jahren wurde begonnen, Werbespots zu schalten. Heute müsste das vatikanische Staatssekretariat noch lernen, die eigenen Medien so einzusetzen, dass ihre Finanzierung gerechtfertigt ist. Bisher werden wichtige päpstliche Entscheidungen gleichzeitig mit der Bekanntgabe an Radio Vatikan oder sogar vorab den Journalisten, die am Vatikan akkreditiert sind, mitgeteilt. Daher sind selbst Bischöfe keineswegs auf Radio Vatikan angewiesen. Sie und andere erfahren alles Wichtige aus Agenturmeldungen oder Zeitungen: Bischofsnennungen, Papstreisen, vatikanische Erklärungen und Entscheidungen, Synodendokumente und Konklaveergebnisse sind schneller und leichter verfügbar in den jeweiligen heimischen Medien als bei Radio Vatikan.

Das liegt auch daran, dass es nur ein oder höchstens zweimal am Tag eine Sendung der jeweiligen Sprache gibt. Wenn sich das auch nicht ändern lässt, könnte man etwa Bischofsnennungen doch abschließlich auf der Internetseite des päpstlichen Senders kommunizieren. Dann würden alle Journalisten Radio Vatikan ständig hören, wenn ihr Medium frühzeitig über solche Vorgänge berichten will. Der „Platzvorteil“ von Radio Vatikan in dieser Hinsicht wird meines Erachtens vom päpstlichen Staatssekretariat nicht genutzt. Durch den Gebrauch des Internets könnte Radio Vatikan eine wesentlich größere Bedeutung bekommen. Leider wird dies bisher nur von wenigen erkannt.

Journalistische Eigenverantwortung

Vermutlich stellt man sich vor, dass die Journalisten bei Radio Vatikan sehr streng von oben geführt werden, dass es journalistische Freiheit kaum gibt. Diese Vorstellung ist weitgehend falsch. Natürlich können die Redaktionen päpstliche Entscheidungen nicht kritisieren. Sie liegen immer auf der Linie des „Chefs“ – wie dies wohl auch bei anderen Medien so ist. Aber in der Auswahl der Nachrichten und in ihrer Präsentation sind sie frei. Die deutschsprachige Redaktion von Radio Vatikan hat jahrelang kirchen- und papstkritische Äußerungen von kirchlichen oder staatlichen Autoritäten gemeldet. Dahinter stand die Überzeugung, dass die Hörerinnen und Hörer von Radio Vatikan wissen sollen, wenn etwa Leiter anderer Kirchen oder Politiker sich kritisch über Rom geäußert haben. Umfassende Kircheninformation schien wichtig. Radio Vatikan ist ein Tendenzbetrieb, muss aber dennoch umfassend und sauber informieren.

Literaturhinweis: Fernando Bea: *Qui radio vaticana. Mezzo secolo della Radio del Papa*. Vatikanstadt 1981.

Die Kirche verstehbar machen

Interview mit Pater Bernd Hagenkord, Leiter des deutschsprachigen Programms von Radio Vatikan

Wer die Internetseite der deutschen Redaktion von Radio Vatikan besucht, stellt fest, dass sie jeden Tag Nachrichten ins Netz stellt, einen Newsletter verfasst, einen Podcast-Service anbietet. Besteht die Haupttätigkeit der Redaktion von Radio Vatikan überhaupt noch in der Produktion und Ausstrahlung von Rundfunksendungen, die in Deutschland lange Zeit sowieso im Radio nur schwer zu empfangen waren?

Bernd Hagenkord: Eindeutig ja. Alles, was wir machen, die Recherchen, die Interviews, die Nachrichten, das alles entsteht für Radio-sendungen. Wir machen Radio und denken auch so: Was passt in unser Nachrichtenmagazin, was passt in unsere Abendsendung, wen könnten wir für ein Interview anfragen? Selbstverständlich kümmert sich jemand darum, dass alle Texte ins Netz kommen und eventuell umgeschrieben werden, auch für den Newsletter. Allerdings muss man auch fragen, wie sich in Zukunft Radio anhören wird. Wir machen auf deutsch kein Vollprogramm und werden zunehmend auch andere Formate und Möglichkeiten entwickeln müssen. Wie die ganze Medienwelt werden auch wir uns ändern müssen.

Worin besteht der thematische Schwerpunkt Ihrer redaktionellen Arbeit: Nachrichten und Informationen speziell nach deutschem Interesse?

Ganz grob betrachtet berichtet ein Drittel unserer Nachrichten und Beiträge über den Vatikan und über den Papst, bei besonderem Bedarf wie etwa zu Papstreisen oder zu Hochfesten der Kirche auch mehr. Wir erklären, berichten, ordnen ein und bringen vollständiger das, was hier alles passiert. Das ist unser Daseinszweck und Hauptthema. Ein zweites Drittel sind Berichte aus der Weltkirche, von überall her. Und hier können wir häufig Themen behandeln, die sonst nirgendwo behandelt werden, weil sie kaum (noch) Interesse wecken. Dazu kommt, dass Themen der Weltkirche gerade in den deutschsprachi-

gen Kirchen sehr beliebt sind – das merken wir an den Rückmeldungen. Das dritte Drittel widmen wir den deutschsprachigen Kirchen. Bei allem gilt aber, dass es nicht nur innerkirchliche Themen sind, denen wir uns zuwenden. Es geht auch um Moral und Ethik, es geht um Ökumene und Dialog der Religionen und alles, wo Kirche sich engagiert oder wozu sie sich äußert.

Woher bekommen Sie die Nachrichten?

Das Material dazu bekommen wir wie alle anderen Journalisten auch: Wir beziehen Nachrichtenagenturen, machen selbst Interviews und verfolgen das Geschehen. Vatikanische Dinge bekommen wir über ein Intranet, aber den Rest müssen wir uns erarbeiten.

Welche Rolle spielt im weitesten Sinne die Evangelisierung? Geht es auch darum, den vatikanischen Standpunkt in Glaubensfragen zu erklären und zu verteidigen? Wer kommt zu Wort, wer sind Ihre Mitarbeiter?

Wir glauben an die Information. Wir sind überzeugt, dass ein informierter Mensch sich den Themen, die der Papst und die Kirche aufwerfen, besser stellen kann und besser eine verantwortungsvolle Meinung bilden kann. Dabei machen wir Radio nicht ausschließlich für Katholiken. Um uns zu hören und zu verstehen, muss man nicht „katholisch sprechen“, auch wenn ein gewisses Grundverständnis sicherlich nötig ist. Wir möchten, dass der Papst und die Katholische Kirche verstehbar werden. Informationen sind dazu notwendig, und die liefern wir. Natürlich erklären wir die vatikanischen Standpunkte, denn es lohnt sich, da genauer hinzuschauen. In den diversen allgemeinen Berichterstattungen wird vieles nur verkürzt wiedergegeben, was kein Vorwurf ist, aber die Medien funktionieren nun mal so. Und mal ganz ehrlich: wer von uns kann immer über alles gut informiert sein? Wer aber über Papst und Kirche besser Bescheid wissen will, als es die Medienwelt üblicherweise hergibt, der hört und liest uns.

Wem gegenüber ist die Redaktion verantwortlich? Gibt es regelmäßige Konferenzen mit dem Leiter von Radio Vatikan? Gibt es Vorgaben von oben, Kontrolle, Eingriffe?

Radio Vatikan ist ein Radio der etwas anderen Art. Wir senden in 48 Sprachen, und es gibt keinen Hörfunkchef auf der Welt, der das alles hören und verstehen könnte. Es gibt Konferenzen, die über die anstehenden Ereignisse informieren, wir bekommen über das vatika-

nische Intranet Informationen darüber, was die anderen Redaktionen an Interviews und Berichten haben, aber letztlich macht jede Redaktion ein eigenes Programm. Und das ist auch verständlich: Jedes Land hat eigene Fragen und Interessen und Probleme, da sind jeweils unterschiedliche Dinge interessant. Wir sind aber kein „freies“ Medium, wenn es so etwas heute überhaupt noch gibt. Die Regel ist, dass wir nicht über den Vatikan berichten, sondern aus dem Vatikan. Das ist eine kleine, aber feine Unterscheidung. Wir berichten loyal. Wir berichten so über Papst, Vatikan und Kirche, dass man nachvollziehen kann, was passiert. Natürlich hat das auch Einfluss auf die Art unserer Berichte, aber wenn man das nicht will, dann ist Radio Vatikan die falsche Adresse.

Gibt es Zusammenarbeit mit dem deutschen „Osservatore“? Wodurch unterscheiden sich die Aufgaben der beiden deutschen Redaktionen im Vatikan?

Der Hauptunterschied ist wirklich sehr einfach: Der deutschsprachige „Osservatore Romano“ ist eine Zeitung, die einmal in der Woche erscheint, wir machen zwei Sendungen pro Tag. Wenn der Papst am Sonntag eine Predigt auf Italienisch hält, dann machen wir davon eine Arbeitsübersetzung und stellen sie dann ins Netz, direkt nachdem die Predigt gehalten ist. Der „Osservatore“ hingegen macht eine sorgfältige und ausgezeichnete Übersetzung, die steht aber erst am Freitag, dem wöchentlichen Erscheinungstag, in der Zeitung. Mit den Online-Auftritten ändert sich das vielleicht jetzt, aber das wird sich erst noch zeigen. Außerdem ist der „Osservatore“ ein Medium der längeren Formate mit viel Text. Radio lebt aber von kurzen Texten. Wir sind zwei völlig verschiedene Medien.

Welche katholischen Rundfunksender im deutschsprachigen Raum übernehmen Programme von Ihnen? Welches Echo erhalten Sie auf Rundfunkausstrahlungen, Internet, Newsletter?

Wir haben mit dem Domradio in Köln, dem Münchner Kirchenradio und Radio Stephansdom in Wien drei Partnersender, die Bistümern gehören und mit denen die Zusammenarbeit ausgezeichnet läuft. Wir tauschen auch Töne untereinander und versorgen uns gegenseitig mit Material. Darüber hinaus übernimmt Radio Horeb unsere Abendsendung. Und die Live-Übertragungen von Papstmessen, die wir mit Kommentar anbieten, laufen über verschiedene Internetseiten als Stream, nicht nur über unsere eigene. Zusammen mit den Besuchen auf der Website und den mehr als 10 000 Abonnenten unseres Newsletters

ergibt das natürlich einen sehr großen, aber disparaten Hörer- und Leserkreis. Wir bieten Vatikan und Weltkirche ausführlich und als Zentrum unserer Berichterstattung an. Darauf ernten wir alles, was man sich denken kann: Lob, Dank, Kritik. Aber wir sind als sichtbarer Teil des Vatikans auch Adressat von Schmäh- und Beleidigungspost. Das ist leider heutzutage vor allem im Internet nicht zu vermeiden.

Und wie könnte der Empfängerkreis in Deutschland verbreitert werden?

Was den Ausbau angeht, probieren wir in der Zukunft einiges aus. So werden wir eine Sendung anbieten, die es nur im Internet zu hören geben wird. Außerdem versuche ich selbst es mit einem Weblog, beginnend mit dem Papstbesuch, um vielleicht in neuen Leserkreisen Interesse für uns zu wecken. Wir werden viel ausprobieren und hoffentlich einige Dinge finden, die in die Zukunft weisen.

(Die Fragen stellte Ferdinand Oertel.)

Zur Person

Bernd Hagenkord, geboren 1968 im westfälischen Ahlen, ist seit 1. Oktober 2009 Leiter der deutschsprachigen Sektion von Radio Vatikan. Die Aufgabe hat der Jesuit von seinem Ordensbruder Eberhard von Gemmingen übernommen. Hagenkord studierte Geschichte und Journalismus an der Justus-Liebig-Universität in Gießen sowie in Hamburg. 1992 gab er sein Studium auf und trat der Ordensgemeinschaft der Jesuiten in Münster bei. Er studierte Philosophie an der jesuitischen Hochschule für Philosophie München und Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1997 war er im Canisius-Kolleg in Berlin tätig. 1999 begann er sein Theologiestudium am Heythrop College in London. 2002 erhielt er die Diakonweihe, kurz darauf empfing er die Priesterweihe in Köln. Von 2002 bis 2008 war er Jugendseelsorger in Hamburg. Seit 2007 ist er Bundeskaplan der Katholischen Studierenden Jugend.

Zwischen Nähe und Distanz zu den Bischöfen

Catholic Press Association of North America
wird 100 Jahre alt

Die Catholic Press Association of North America (CPA) hat in Pittsburgh im Juni 2011 ihr 100-jähriges Bestehen gefeiert. Die Geschichte des größten Verbandes der katholische Presse in der Welt ist eng verbunden mit der Geschichte der Kirche in Nordamerika, die von Anfang an durch die Trennung von Staat und Kirche in der Verfassung der freiheitlich demokratischen Vereinigten Staaten gekennzeichnet ist. Der auch für die Presse entscheidende Passus im ersten Zusatz zur Verfassung lautet: „Der Kongress darf kein Gesetz erlassen, das die Einrichtung einer Religion betrifft, die freie Religionsausübung verbietet, die Rede- oder Pressefreiheit oder das Recht des Volkes einschränkt, sich friedlich zu versammeln und die Regierung um die Beseitigung von Missständen zu ersuchen.“

Also einerseits Religionsfreiheit und damit Freiheit, eine eigene Presse zu haben, andererseits Rede- und Pressefreiheit. Schon 1789, zwei Jahre vor der Ratifizierung des ersten Verfassungszusatzes, war zwar in Baltimore das erste Bistum errichtet und der bisherige Superior der Missionsgesellschaften in den dreizehn unabhängigen Ostküstenstaaten, John Carroll, zum ersten Bischof in den Vereinigten Staaten ernannt worden; doch Katholiken und die katholische Kirche waren in der Neuen Welt nicht willkommen. Wegen ihrer dem amerikanischen Freiheitsideal widersprechenden „Papsthörigkeit“ sahen sie sich vielen antikatholischen Angriffen ausgesetzt. Die katholische Presse nutzte daher von Anfang an ihre Pressefreiheit, um sich gegen diese Angriffe zu wehren.

Als erste katholische Kirchenzeitung gilt die 1822 in Charlston (South Carolina) erschienene „United States Catholic Miscellany“, bezeichnenderweise von einem Bischof gegründet: John England. Als „mission“, also Aufgabe der Zeitschrift nannte er, „in fairer und einfacher Weise über die katholische Lehre an Hand authentischer Dokumente zu informieren, Verleumdungen zurückzuweisen und missgedeutete historische Fakten richtig zu stellen“. In seinem Buch

„Our American Catholic Heritage“ schreibt P. Albert J. Nevins, dass damals „eine katholische Publikation im engen Sinn nur eine Zeitschrift sein kann, die als Arm eines offiziellen kirchlichen Amtsträgers erscheint – einer Diözese, eines Ordens oder eines anerkannten Verbandes, die vom Ortsbischof approbiert ist“.

Verteidigung und Verbreitung des Glaubens

In den folgenden Jahrzehnten wurden zahlreiche regionale Kirchenzeitungen gegründet, die neben der Verteidigung der Kirche gegen antikatholische Aktionen (Ku-Klux-Klan, Know-Nothing-Bewegung u. a.) in oft frömmelnder Weise der „Verbreitung der wahren Glaubenslehre“ dienten. Das „Magisterium“ bildete die Grundlage, das religiöse Leben wurde von den zahlreichen Einwanderern unterschiedlich lebendig gestaltet. Es entwickelte sich eine fast geschlossene katholische Subkultur. Innerkirchliche Spannungen entstanden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als es in der amerikanischen Kirche Bestrebungen zur eigenständigen Regelung des kirchlichen Lebens im Rahmen der Trennung von Staat und Kirche gab. Der Episkopat drängte deshalb 1884 auf der dritten Gesamtsynode darauf, eine nationale katholische Zeitung zu gründen, um seine gesellschaftspolitischen Vorstellungen zu verbreiten. Doch dazu kam es nicht, zumal Papst Leo XIII. 1899 in seinem Apostolischen Schreiben „Testem Benevolentiae“ alle „Modernismen“ verurteilte, darunter auch „den Amerikanismus“.

Auf katholischen Laienkongressen und überdiözesanen Verbandstagen hatten sich erstmals gegen Ende des 19. Jahrhunderts Verleger und Redakteure katholischer Kirchenzeitungen getroffen und überlegt, sich auf regelmäßigen Tagungen über ihre eigenen Aufgaben und Probleme auszutauschen. Erst 1911 kamen in Columbus (Ohio) etwa fünfzig katholische Publizisten, mehrheitlich Geistliche, zusammen und gründeten offiziell die Catholic Press Association (CPA). Dabei bestimmten zwei Ziele ihr erstes Programm: die Sammlung katholischer Nachrichten aus allen Teilen der amerikanischen Bundesstaaten und aus der Weltkirche sowie sich untereinander über Fragen der Finanzierung, des Drucks und der Werbung auszutauschen und zu helfen. Dafür richtete der Verband zwei eigene Büros für Nachrichten und Verlagsfragen ein. Das Nachrichtenbüro unterhielt sogar Korrespondenten in Rom und in drei weiteren Städten.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges erlebte die CPA eine personelle und wirtschaftliche Krise. Wie der langjährige Geschäftsführer James A. Doyle in einem historischen Rückblick im heutigen

Mitteilungsblatt „Catholic Journalist“ schreibt, war damals nur etwa die Hälfte der aufblühenden Kirchenpresse Mitglied des Verbandes. Als Ausweg bot sich eine Zusammenarbeit mit den Bischöfen an. Im Krieg hatten diese eine National Catholic War Conference (NCWC) gegründet, die sich mit sozialen und karitativen Diensten den Soldaten an den Fronten in Europa und Fernost und ihren Familien zu Hause widmete. Dazu diente ihnen ein eigener Nachrichtendienst. Nach dem Krieg führten die Bischöfe ihre – im übrigen freiwillige – Konferenz unter dem Namen National Catholic Welfare Conference fort, und dieser übertrug die CPA 1920 ihren Nachrichtendienst.

Dies führte zu einer ersten Krise pressepolitischer Art. Während die CPA von dem NCWC-Nachrichtenbüro alle kirchlichen Informationen exklusiv für ihre Mitglieder wollte, verbreitete der Bischofsdienst seine Nachrichten auch an Nichtmitglieder. Die erste Statistik über katholische Periodika in den USA listete 1923 mehr als 250 Titel auf, von denen nicht einmal die Hälfte CPA-Verbandsmitglieder waren. In dieser Zeit hatte die CPA nur nebenamtliche Halbtags-Geschäftsführer, die häufig wechselten, es gab kein festes Büro und nur geringe finanzielle Mittel. Erst Anfang der 1940er-Jahre griff der damalige Präsident Alexander J. Wey aus Cleveland (Ohio) die Ursprungsidee wieder auf, einen Geschäftsführer hauptamtlich anzustellen und ein eigenes Büro zu eröffnen, sonst „können wir das von unseren Vätern gesteckte Ziel nach einem Drittel des Jahrhunderts nicht erfüllen“.

Dies wiederum warf erstmals die Frage der Unabhängigkeit des Verbandes auf, denn die bischöfliche NCWC schlug vor, in ihrer Geschäftsstelle in Washington DC dafür ein Pressebüro mit einem Geschäftsführer einzurichten, der jeweils halbtags für den NCWC-Nachrichtendienst und für CPA tätig sein sollte. Der Vorstand der CPA beschloss jedoch 1944, ein eigenes Büro mit eigenem Geschäftsführer zu gründen, weil „keine Seite mit der bischöflichen Lösung zufrieden sein könnte“, so Doyle. Endgültig eingerichtet wurde ein CPA-Sekretariat jedoch erst nach dem Zweiten Weltkrieg 1950 in New York.

Aufbruch nach Zweitem Weltkrieg und Konzil

Mitte des vorigen Jahrhunderts begann ein unerwarteter Aufschwung der katholischen Kirche. Durch ihren patriotischen Einsatz im Zweiten Weltkrieg hatten sich die Katholiken als gleichberechtigte US-Bürger erwiesen. Katholische GI's konnten nach ihrer Rückkehr an den Universitäten kostenlos studieren, die Arbeiterschichten stiegen zur Mittelschicht auf. Und mit der ersten Wahl eines Katholiken, J.F. Kennedy, 1965 zum amerikanischen Präsidenten war die katho-

lische Kirche in den USA gleichsam gesellschaftspolitisch erwachsen geworden.

Das führte zu einer Blüte der katholischen Presse und ihres Verbandes. Anfang der 1960er-Jahre zählte die CPA mehr als 550 Mitgliedszeitschriften mit einer Gesamtauflage von über 20 Millionen Exemplaren, was bedeutete, dass ein katholisches Blatt praktisch in jeden Haushalt kam. Innerkirchlich gab es kaum thematische Probleme, das religiöse Leben basierte auf der traditionellen, vorkonziliaren Kirchenlehre. Hauptproblem der CPA war die Konzentration auf Verbreitungsfragen, insbesondere im Postvertrieb durch Gebührengleichstellung mit der säkularen Presse.

Von entscheidendem Einfluss wurde das Zweite Vatikanische Konzil für Kirche und Kirchenpresse durch zwei Faktoren: Erstens erkannte das Konzil die lange Zeit verdächtige und als schädlich verurteilte freie Presse als gesellschaftlich und kirchlich nützliche „soziale Kommunikationsmittel“ an, deren Gestaltung unter die Dinge weltlicher Ordnung fallen, und zweitens bekannte es sich zur Religionsfreiheit, die der Kirche gerade in modernen Gesellschaften mit Staat-Kirche-Trennung freie Entwicklungen ermöglichte. Für die katholische Presse ergaben sich neue Perspektiven in der Entwicklung von frommen Bischofsblättern zu pressegerechten Periodika. Die CPA nahm wegweisenden Anteil an der Professionalisierung der Wochenzeitungen, Magazine und typisch amerikanischen Newslettern. Auf ihren Jahresversammlungen und vier jährlichen regionalen Treffen veranstaltete sie Workshops und Seminare für alle redaktionellen und verlegerischen Fragen, wobei der vernachlässigte Sektor der Anzeigen gewinnbringend ausgebaut werden konnte.

Zu Beginn der 1980er-Jahre erreichte die katholische Presse eine Gesamtauflage von 28 Millionen Exemplaren. Der damalige Präsident der CPA, John F. Fink, fasste die Grundlage der Pressearbeit in einem Statement so zusammen: „Die erste Verpflichtung einer katholischen Zeitung und eines Magazins besteht darin, Nachrichten objektiv zu publizieren – alle Nachrichten, gute und schlechte. Das können die Leser mit Recht erwarten. Eine gute katholische Zeitung darf nicht nur die Nachrichten bringen, die für die Kirche günstig sind. Das würde die Leser falsch informieren und wäre unverantwortlicher Journalismus.“ Und der langjährige Chefredakteur des Jesuitenmagazins „America“ und spätere Präsident der katholischen Fordham Universität, Joseph A. O’Hare, bestätigte noch 1980 vor Verlegern in New York, dass katholische Presse in der Behandlung kontroverser Themen „völlig frei“ sei. Wörtlich: „Gefahren der Zensur drohen eher aus Leserkreisen als von Bischöfen.“

Bannstrahl aus dem Vatikan

Doch kaum ein Jahr später, 1981, traf die US-Kirchenpresse ein Bannstrahl aus dem Vatikan. Der Apostolische Delegat Erzbischof Pio Laghi, beschwerte sich bei den amerikanischen Bischöfen über „Berichte und Leitartikel in katholischen Zeitschriften, die dem Glauben der Leute schaden, weil sie die Lehrautorität und die Entscheidungen kirchlicher Autoritäten missachten“. Hintergrund: Über zahlreiche umstrittene Themen wie Geburtenkontrolle, Weihe von verheirateten Männern zu Priestern, Frauenordination und Mitbestimmung der Laien bei Bischofswahlen, die nach dem Konzil in den USA zu heftigen innerkirchlichen Auseinandersetzungen geführt hatten, war in vielen katholischen Bistumsblättern und Magazinen weithin offen und kontrovers berichtet worden, in jedem Fall ausführlich nachrichtlich. Die CPA wies in einem Brief an Erzbischof Laghi die „generelle Verurteilung der katholischen Presse“ zurück, erbat Beweise für Beanstandungen und betonte ihre Verpflichtung, über die gegenwärtigen Kontroversen eine „freie und offene Diskussion zu ermöglichen“.

Der Verband erhielt nie eine Antwort aus Rom, hatte aber gleichsam seine Unschuld im Glauben an demokratische Pressefreiheit in Amerika verloren. Das Dilemma katholischer Journalisten zwischen ihrem Verfassungsrecht auf Pressefreiheit und Loyalität zum kirchlichen Lehramt bestimmte ein Jahrzehnt lang alle Diskussionen in der Catholic Press Association. Nach einem Treffen der Redakteure mit Vertretern der Bischofskonferenz 1986 wurden dreizehn Prinzipien für einen Konsens mit dem Episkopat aufgestellt, angefangen beim Auftrag zur Teilnahme an der Mission der Kirche einschließlich Lehrverkündigung, über das Recht der Leser auf umfassende Information auch über „Stärken und Schwächen der Kirche“ bis hin zum „Forum für Dialog in der Kirche“. Ausgeschlossen blieben Regelungen über Dissens vom Lehramt sowie Kritik an der Hierarchie.

Diese Probleme wurden von einer Arbeitsgruppe in einem „Weißbuch“ mit dem Titel „Freiheit in der katholischen Presse“ 1990 begonnen und nach mehreren Fassungen 2002 verabschiedet, allerdings unter dem entscheidend geänderten Titel „Freiheit und Verantwortung in der katholischen Presse“. Grund: Das Recht auf umfassende Information und Freiheit in der Darstellung von Kontroversen war mit der Feststellung präzisiert worden: „Das Recht wird ausgeglichen (balanced) durch die Verantwortlichkeit der Presse zur karitativen, genauen und zutreffenden (charitable, accurate and constructive) Berichterstattung.“ Vermutlich war es der damalige Chefredakteur

der Bistumszeitung von Philadelphia, John P. Foley, soeben zum Präsident der Päpstlichen Medienkommission ernannt, aber noch nicht zum Bischof geweiht und in Rom eingeführt, der noch eine genauere Umschreibung mitformulierte: „Es muss betont werden, [...] dass Publikationen, die den Anspruch erheben, katholisch zu sein, die authentische Lehre der Kirche im Namen Jesu Christi verkünden müssen. Über Abweichungen kann als ein Faktum berichtet werden, aber es darf nicht als Norm begrüßt werden.“

Folgen des Missbrauchsskandals

Ihre größte Krise erlebten Kirche und Kirchenpresse nach den öffentlichen Enthüllungen über den sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen durch katholische Priester im Jahr 2002. Vor allem der Episkopat verlor seine Glaubwürdigkeit nicht nur in der säkularen Gesellschaft, sondern auch im Kirchenvolk. Und das führte erstmals im größeren Stil auch zu einem Rückgang der Kirchenpresse, zunächst zwar nicht so permanent und hoch wie in Deutschland, aber doch mit den Folgen, sowohl auflagenmäßig als auch wirtschaftlich. Das Bekanntwerden des Ausmaßes der Missbrauchsfälle und ihrer systematischen Vertuschung über einen Zeitraum von fünfzig Jahren verstärkte die durch eine allgemeine Säkularisierung und Individualisierung des persönlichen Lebens rückläufige Teilnahme am kirchlichen Leben. Der einflussreiche katholische Publizist Peter Steinfeld benannte die Situation mit dem Titel seines 2003 erschienen Buches über die Krise der katholischen Kirche in den USA „A People Adrift“, übersetzt etwa „Ein verlorenes, zielloses (Kirchen-)Volk“. Und der frühere Sprecher der US-Bischöfskonferenz, eher konservativ, kritisierte nicht nur das Vorgehen der Bischöfe im Missbrauchsskandal als „katastrophal“, sondern auch die Berichterstattung in der katholischen Presse. In seinem Buch „Nothing to Hide“ über Kommunikation und Geheimhaltung spricht er von einem tiefen Graben der kirchlichen Presse zwischen ihrem Anspruch auf Offenheit und Realität. Von den 550 Periodika – in den vergangenen drei Jahren bereits um zehn Prozent auf (immerhin noch) 24 Millionen Gesamtauflage geschrumpft, so Shaw, seien „die meisten Hausorgane von Bischöfen oder Orden“, während es „nur eine Handvoll“ gebe, die den Visionen des Zweiten Vatikanums entsprechen“.

2008 meldete die katholische Nachrichtenagentur CNS, dass die Wirtschaftskrise auch die Kirchenpresse erreicht hat und zu spürbaren Auflagen- und Anzeigenverlusten führte. Neben Seitenreduzierungen und Umstellungen von wöchentlichem auf zweiwöchentliches

oder gar monatliches Erscheinen mussten Mitarbeiter entlassen und Gehälter gekürzt werden. Den stärksten Rückgang hatten die Magazine der Missions- und Ordenspresse mit einem Minus von vierzig Prozent. Zwei Drittel aller Newsletter wurden eingestellt. Das hatte zur Folge, dass auch zahlreiche Verlage ihre Mitgliedschaft in der CPA kündigten, so dass diese ebenfalls in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet.

Die Entwicklung alarmierte CPA und Bischöfe gleichermaßen: Nachdem aus der jährlichen Statistik alle Titel gestrichen waren, die mitaufgeführt, aber keine CPA-Mitglieder waren, hatte das „CPA Directorium 2009“ die Gesamtauflage seiner Mitgliedsperiodika auf 16,5 Millionen Exemplare reduzieren müssen, und nach dem erneuten Exodus im folgenden Jahr wies die Statistik nur noch 12,8 Millionen Exemplare auf.

So wurde die 99. Jahresversammlung 2010 in New Orleans zu einem Schicksalstreffen. Im Zentrum der Diskussionen standen zwei Grundsatzfragen: Erstens, ob traditionelle katholische Medienverbände im Zeitalter der digitalen Welt noch eine Rolle spielen, zweitens, welches Verhältnis die Bischöfe zu ihrer Presse haben. An den Gesprächen nahmen vier Vertreter der Medienkommission der Bischofskonferenz teil. Der Vorsitzende der Medienkommission, Bischof Gabino Zavala von Los Angeles, betonte, dass die Bedeutung der katholischen Medien nie zuvor so wichtig gewesen sei wie in der globalisierten digitalen Welt mit „ihrem Übermaß an Informationen“. Deshalb sei eine funktionierende Kirchenpresse „extrem wichtig“. Die Bischöfe boten eine enge Kooperation mit den katholischen Medienmitarbeitern an und die Ernennung eines Ansprechpartners in der Kommission.

Neues Ziel: Kooperation aller kirchlicher Medien

Kurz nach dieser Jahresversammlung startete eine Studiengruppe aus Vertretern der Bischöfe, der CPA, weiterer katholischer Medienverbände und Akademien einen Dialogprozess in den Diözesen, um Vorschläge für einen Gesamtkommunikationsplan zu erarbeiten. Auf der Jubiläumsversammlung zum 100-jährigen Bestehen der CPA im Juli 2011 in Pittsburgh wurden zwei Studien vorgestellt, die im Frühjahr unter den Diözesanbischöfen und den katholischen Medien durchgeführt worden waren. Die Hauptergebnisse dieser „Summary of Surveys of Bishops and Catholic Media on the Topic of Enhanced Cooperation“ enthielten Überraschungen: Bischöfe und Medienleute stimmen darin überein, dass der Hauptgrund für eine enge Kooperation

„der effektive Einsatz der neuen und sozialen Kommunikationsmittel für die Evangelisierung ist“. In den Prioritäten für die Kooperation ergeben sich jedoch wesentliche Unterschiede. Die Bischöfe wollen an erster Stelle stärker mit unabhängigen katholischen Medien zusammenarbeiten, während die Medienleute sich von der Kooperation die Erschließung neuer Quellen zur Sicherung der finanziellen Stabilität ihrer kircheneigenen Objekte erhoffen. Das steht für die Hälfte der Bischöfe nicht im Vordergrund, auch weil sie selbst durch die hohen Opferentschädigungen zum Teil nur durch wirtschaftliche Notpläne überleben können. Die Medienleute plädieren für eine bessere Ausbildung der Bischöfe „im effizienten Gebrauch moderner Medien“ (die Untersuchung ergab, dass nur wenige der mehr als 300 Bischöfe Internet und Blogs nutzen), die Bischöfe für eine bessere theologische Ausbildung der Redakteure. Als Haupthindernis für die Kooperation sehen beide Seiten Konfliktfälle zwischen journalistischer Freiheit und Treue zur Kirchenlehre an.

In seiner Festansprache unterstrich der Pittsburgher Ortsbischof David A. Zubik die fortdauernde Bedeutung der katholischen Printmedien für die Glaubensverbreitung und -stärkung. „Wir können und müssen jede Art von Kommunikationsmittel nutzen, die uns heute zur Verfügung steht“, erklärte er, „Fernsehen, Radio, Twitter, Facebook, Skype – aber ich glaube, dass es für uns als Bischöfe und uns als Kirche notwendig ist, eine lebendige katholische Presse zu erhalten.“ Er könne nicht voraussagen, ob das gedruckte Wort in zwanzig Jahren noch dieselbe Bedeutung habe wie heute, aber jetzt sei es „absolut und grundsätzlich die beste Option, um die Glaubensverbreiter in den Gemeinden zu evangelisieren“ (evangelize the evangelizers).

Im Bezug auf die gegenwärtigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Verlage und ihrem Wunsch nach finanzieller Unterstützung erklärte der Bischof lapidar, dass er dafür keine Möglichkeit sehe. Ob es sinnvoll sei, die Kirchenzeitungen strukturell in die Bistumsverwaltung zu übernehmen, sei fraglich. Besser wäre eine wirtschaftliche Trennung.

Zwar wünschte der neue Präsident der CPA, Hauptgeschäftsführer Greg Erlandson vom größten katholischen Verlag „Our Sunday Visitor“, dem katholischen Presseverband auf der Basis einer neuen Kooperation mit den Bischöfen auch bei weiteren Veränderungen im digitalen Zeitalter Erfolg und Segen für weitere hundert Jahre. Doch wie hatte Ortsbischof Zubick einschränkend angemerkt? – „Ich kann nicht voraussagen, ob das gedruckte Wort in zwanzig Jahren noch dieselbe Bedeutung hat wie heute.“ Und das gilt vielleicht auch für Presseverbände.

Christian Klenk /
Albert Steuer

Aufregung, schöne Bilder und enttäuschte Erwartungen

Wie die Medien über den Deutschlandbesuch
von Papst Benedikt XVI. berichtet haben

Es kommt selten vor, dass Ansprachen im Bundestag anmoderiert werden – ein kurzes Aufrufen des Redners muss normalerweise genügen. Wenn aber, wie am 22. September geschehen, im deutschen Parlament der Papst ans Rednerpult tritt, dann lässt sich der Bundestagspräsident Vorbemerkungen nicht nehmen: „Selten hat eine Rede in diesem Haus, noch bevor sie gehalten wurde, so viel Aufmerksamkeit und Interesse gefunden“, sagte Norbert Lammert unmittelbar nach der Begrüßung Benedikts XVI., und das klang fast wie bei den Begrüßungsworten jener zahlreicher Talkshows, die in den Tagen vor der Ankunft des Papstes über den Bildschirm geflimmert waren und unter anderem den bevorstehenden Auftritt im Bundestag und das Fernbleiben einiger Parlamentarier erörterten.

Seit dem Ende der Sommerpause hat die ARD die Talkshow-Dichte weiter erhöht. Damit nun nicht jeden Abend dasselbe verhandelt wird, soll ein Koordinator die Planungen überblicken. Die Papstreise als omnipräsentes Thema einer ganzen öffentlich-rechtlichen Sendewoche konnte als erster Test für die Wirksamkeit der Absprachen herhalten. Montags ging es los mit „hart aber fair“. Frank Plasberg fragte seine Gäste: „Oh Gott, der Papst kommt. Was denkt Deutschland über Benedikts Kirche?“ Am Dienstag waren Menschen bei Maischberger und diskutierten über das Thema: „Papst ohne Einfluss: Wer braucht noch Benedikt?“ Anne Will scherte am Mittwoch aus und sprach in ihrer Runde über die Piratenpartei, die wenige Tage zuvor bei den Wahlen von Berlin überraschenden Zuspruch erfahren hatte. Dafür lief parallel im ZDF „Erschüttert, enttäuscht, entfremdet – die katholische Kirche und die Vertrauenskrise“. Die Dokumentation der neuen, modern gemachten Reihe „Zoom“ war ordentlich recherchiert, brachte aber gleichwohl erwartbare Themen und Akteure: verbittertes Missbrauchsopfer, gestresster Pfarrer, geschasster Zölibatsbrecher.

Zurück zu den Talkrunden: Reinhold Beckmann wählte donnerstags einen Sendungstitel, der gar nicht nach Papst klang: „Wirtschaft

und Werte“. Aber da Benedikt nun schon in der Hauptstadt war, konnte man diesen Gast nicht umgehen. „Der Papst ist in Deutschland“, begann Beckmann und fuhr fort: „Wer verkörpert eigentlich noch die Werte, die eine Gesellschaft zusammenhalten – die Kirche, die Politik, die Familie?“ Zuerst wurde aber über die Rede des Papstes im Bundestag diskutiert – während Maybritt Illner zeitgleich im ZDF ihre Gäste fragte: „Hat uns der Papst noch etwas zu sagen?“

Talkshow nach dem immer gleichen Prinzip

Der Zuschauer solcher Talkshows gewinnt den Eindruck, dass die Vorbereitung der Sendungen nicht besonders anspruchsvoll ist, wird doch die Gästeliste stets nach dem gleichen Prinzip geschrieben. Fernsehleute sprechen von der „TOPF“-Formel: Täter, Opfer, Prominenter, Frau. Als Täter sitzt auf einem der Ledersessel im Studio in diesem Fall, je nach Standpunkt des Zuschauers oder auch Moderators, ein profilierter und geweihter Vertreter der gestrigen Institution Kirche oder ein möglichst kämpferischer Atheist. Glimpflich geht es für die Kirche aus, wenn der Kirchenmann sympathisch rüberkommt wie der fernseherfahrene Bruder Paulus Terwitte bei Frank Plasberg: als Gesprächspartner fair und sich betroffen zeigend über den „Missbrauch des Vertrauens“ in der Kirche, gleichwohl aber hart im Tonfall, als in einem Einspieler ein in Bayern tätiger Pfarrer indischer Herkunft wegen seines schlechten Deutsch „vorgeführt“ wird, wie der Kapuziner zurecht kritisierte.

Schlimmer kann es für Katholiken ausgehen, wenn, wie von Sandra Maischberger, „ein katholischer Hardliner“ angekündigt wird. Tatsächlich aber erschien Prälat Wilhelm Imkamp in der Gesprächsrunde trotz verbindlicher Aussagen und frecher Konter als gar nicht unsympathischer Kirchenvertreter, was auch daran lag, dass „Deutschlands kämpferischste Katholikin“ (Zitat Maischberger), Fürstin Gloria von Thurn und Taxis, durch Gelächter an unpassenden Stellen auffiel und der frühere Vatikan-Korrespondent der „Bild“-Zeitung, Andreas Englisch, kaum in seinem Redeschwall zu stoppen war, weil er sich so gerne über Papst Johannes Paul II. und seine eigenen erstaunlichen Recherchen zu Wundern schwärmen hört.

Dann das obligatorische Opfer in der Runde. Seit Bekanntwerden des Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen fällt hier die Auswahl der Redaktion leider nicht schwer. So trat bei Plasberg der Sänger Wolfgang Niedecken auf und erzählte, wie er als Kind von Priestern misshandelt wurde: „Im katholischen Internat hatte Glaube wenig mit Liebe, aber viel mit Schlägen, Angst und Unterdrückung zu tun.“

Weiter benötigt die Talkshow einen Prominenten, den jeder Zuschauer vom Fernsehen kennt, also einen Richard David Precht, der als Philosoph und Bestseller-Autor durch alle Talkshows tingelt und bei Maybrit Illner von einem harten Kurs der Kirche aus Machtkalkül sprach: Eine Aufweichung würde die Abgrenzung zur protestantischen Kirche zerstören. Zudem sei die Gefahr groß, dass in dem Moment, in dem man ein auf Dogmen basierendes System demokratisiert, „der ganze Laden wegrutscht“. Alternativ wird der Promistuhl auch mit einem Schauspieler besetzt, zum Beispiel Mathieu Carrière bei Maischberger („Ich glaube, Glaube ist sehr schädlich, weil er die Leute dazu bringt, sich vor Verantwortung und Freiheit zu drücken“) oder einem Fernsehmenschen wie dem Beichtvater des Westdeutschen Rundfunks, Jürgen Domian, der seine Nebensitzerin bei „hart aber fair“ gleich während der Begrüßungsrunde nach ihrer Vorstellung von Sexualmoral fragte. Die Katholikin Larissa Elter stammelte darauf: „Sie kennen mich nicht und das Erste, wonach sie mich fragen, ist meine Sexualmoral.“

Elter besetzte die vierte Rolle bei Talkshows: die (Quoten-)Frau. Zugleich ist die 25-Jährige ein „Groupie des Papstes“ (Plasberg), also Mitglied der „Generation Benedikt“. Diese Gruppierung versteht sich selbst als papsttreues Mediennetzwerk und vertritt die Meinung, dass sich „Reformen in der Kirche [...] nicht am Zeitgeist, sondern an der katholischen Tradition und der Bibel als Wort Gottes orientieren“ müssen. Auch die „Generation Benedikt“ gehört inzwischen fest zur Besetzung von TV-Gesprächen zu religiösen Themen (der Pressesprecher war dieses Mal bei Illner) und verkörpert dort die katholische Jugend.

Die Medien legen vorab fest, was der Papst zu sagen hat

ARD und ZDF hatten also mit ausführlicher Vorabdebatte die Ankunft des Papstes angekündigt und dabei festgelegt, welche Fragen der Papst in Deutschland würde beantworten müssen. Und auch in den Printmedien schlug immer wieder der von der elektronischen Konkurrenz gesetzte Trend der Ungeduld durch. So wie an Wahltagen im Fernsehen die erste Hochrechnung bereits zum Ergebnis gesetzt wird und die Kandidaten unmittelbar die Koalitionsfrage beantworten sollen. Auch für eine große Mehrheit der Printmedien stand von vornherein fest, was der Gast aus Rom mitzubringen und zu sagen habe, damit sein Besuch als „Erfolg“ gewertet werden könne.

Konsequent – wenn auch damit indirekt ebenfalls nicht ohne Erwartungen in die entgegengesetzte Richtung – blieb das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ seiner Linie eines „spannungsreichen Verhältnisses“ zur katholischen Kirche treu. „Der Unbelehrbare – Ein Papst



Die schwierige Reise Benedikts XVI. (Titelseiten vom 19. und 23. 9.)

lässt die Deutschen vom Glauben abfallen“ machten die Hamburger bereits eine Woche vorher (Nr. 38 vom 19.9.2011) auf, womit ja – aus ihrer Sicht zumindest – alles kürzest möglich gesagt gewesen wäre. Unter „Der Fremde“ stimmte die Redaktion dann auf 14 Seiten im Innenteil, darunter ein vierseitiges Interview mit Hans Küng über die „Putinisierung der Kirche“, in der gewohnten und zu erwartenden kritisch-polemischen Art und Weise auf das Ereignis ein und spiegelten dieses vor dem Hintergrund der großen Misere der katholischen Kirche in Deutschland. In eindeutiger Sympathie für die unverständenen „Reformkatholiken“ prophezeite das Magazin ein Aufeinanderprallen zweier inkompatibler Welten. Die Euphorie jener ebenso unvergessenen wie unzutreffenden „Bild“-Schlagzeile von 2005 „Wir sind Papst“ (Springer verhüllte mit einem 65 Meter langen Poster dieser Titelseite während des Papstbesuchs sein Verlagshaus) sei verfliegen, der erhoffte Aufbruch ausgeblieben. Stattdessen gewannen Erzkonservative an Einfluss. Auf Antworten der Kirche zu wichtigen Fragen könne die moderne Gesellschaft weiter (vergeblich) warten.

Die moderne säkulare Gesellschaft treffe im Papst auf einen der letzten „absoluten Monarchen“, dessen Antworten nicht mehr so recht in die Gegenwart passten. Vor allem die Deutschen hätten sich in diesem Papst getäuscht, der sich konservativer zeige, als man zunächst habe glauben wollen. Statt den Reformstau abzubauen, sende er lieber Signale an den konservativen Rand aus. Sein „Wahrheitsfanatismus“ erweise sich für die Kirche als fatal.



Der Papst spricht im Bundestag, Gegner protestieren (Titelseiten vom 23.9.).

Überhaupt achtete man auf Ausgeglichenheit: Mehrfach schaltete die ARD vor und nach der Papstrede auf den Potsdamer Platz, wo sich Gegendemonstranten versammelt hatten. Jedoch waren es, wie der Reporter wiederholt berichten musste, nicht die angekündigten 15 000 Papstgegner, sondern nur 2000. Die ARD befragte dann noch etliche Parlamentarier unmittelbar nach der Ansprache Benedikts – allerdings nur beiläufig zu den Inhalten der Rede. Wichtiger schien vielmehr die Frage, was davon zu halten sei, dass der Grünen-Abgeordnete Christian Ströbele den Plenarsaal verlassen hatte. Selbst der grüne Parteifreund Volker Beck zuckte da mit den Schultern.

Abends fasste Claus Kleber im ZDF „heute-journal“ den Tag mit dem Wort „Entkrampfung“ zusammen: „Die wochenlange Aufregung über Grund und Rechtfertigung für den Auftritt des Papstes im Bundestag verschwand schon in den ersten Sätzen, als der Papst bescheiden sagte, dass er dem Parlament doch nur Ideen vorlegen wolle. Und auch die Demonstrationen vor der Tür erschienen gemessen an den Ankündigungen halb aufgelöst, bevor sie auch nur begannen.“

Die Reaktionen in der Presse waren gemischt: Mit „Wortgeklimper“ und „Geschwurbel“ über den Unterschied zwischen positivem Recht und Naturrecht tat die linke Berliner „tageszeitung“ (taz) die allgemein gelobte Papstrede vor dem Bundestag besonders despektierlich ab. Immerhin habe Benedikt XVI. rhetorische Schildbürgerstreiche abgelehnt und klar gesagt, er stehe hier als Papst und Bischof von Rom; ansonsten jedoch: „nichts Überraschendes, Provokantes oder gar

Wegweisendes“, nur ein „philosophisches Selbstgespräch“. Die politische Linie verpflichtet: „Anachronistischer Kitsch, so ein bisschen Adventskranz ist schließlich kein Verbrechen“, resümierte die „taz“. Und sie fragte, warum „Ratzinger“ nicht die Chance genutzt habe, in verständlichen Worten ernsthaft zu den Leuten zu sprechen. Die Demonstrierenden hätten Recht, die diese Eventisierung der Demokratie zum Problem erklärten.

Für andere Zeitungen waren Auftritt und Rede des Papstes im Berliner Reichstag hingegen „20 Minuten, die Geschichte schreiben“, so etwa das „Hamburger Abendblatt“. Auch der Berliner „Tagesspiegel“ zeigte sich angenehm überrascht darüber, dass sich der Papst so eindeutig politisch als „heimlicher Grüner“ positioniert habe, obwohl dieser solche Vereinnahmung klar zurückgewiesen hatte. Den Verweis des Papstes auf die Bedeutung der Natur und Schöpfung hob auch die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ als „intellektuell belebenden Zug“ hervor. Die Bundestagsrede sei ein „Jahrhundertereignis“, ihre vielfältige – und hochstilisierte – Ablehnung im Nachhinein unverständlich und letztlich Ausdruck der eigenen Verunsicherung.

Von der „Einzigartigkeit des Moments“ sprach die „Rheinische Post“. Benedikt XVI. habe jene enttäuscht, die laut und oft ahnungslos Revolutionen in der Weltkirche forderten. Die Ansprache im Bundestag, so auch die „Berliner Zeitung“, sollte in Erinnerung bleiben „als Dialogangebot eines katholischen Intellektuellen an die säkulare Welt“. Der Intellektuelle auf dem Stuhl Petri habe vielmehr eine Vorlesung gehalten, „die es in sich hatte: ein intellektuelles und dennoch flammendes Plädoyer gegen zeitgeistigen Individualismus“. Die Defizite und „Lücken“ hob demgegenüber das „Westfalen-Blatt“ hervor: Dass diese Missionsreise in ein Land des verdunstenden Glaubens Wesentliches bewirke und verändere, sei nicht zu erwarten. Es sei ein Besuch in einem „bedrohten Biotop“. Alle Ärgernisse blieben: Zölibat, Rolle der Frau in der Kirche, der Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen. Überall habe sich Benedikt all diesen Erwartungen mit einer „unerschütterlichen Glaubensüberzeugung“ entgegengestellt.

„Der konservative, eher spröde Professorenpapst“

Die Erwartungen wurden enttäuscht, so lautete der Tenor der Pressekommunikate auf die ökumenische Begegnung in Erfurt. Viel Gutes und Anerkennendes über Martin Luther habe der Papst zwar gesagt, die Einladung zum gemeinsamen Begehen des 500. Jahrestags der Reformation 2017 jedoch unangenommen stehen lassen. Mit spürbarem Unverständnis wurde der Papst mit seiner Aussage zitiert, dass

es ein politisches Missverständnis des Glaubens und der Ökumene sei, es gäbe zwischen den Kirchen Verhandlungen und Kompromissformeln wie zwischen den Staaten unter Abwägung der jeweiligen Vor- und Nachteile. Ein „selbstgemachter Glaube ist wertlos“, der Wahrheitsanspruch verbiete Gastgeschenke, schrieb das katholische Kirchenoberhaupt den zeitgenössischen Patchworkern ins Stammbuch. Da bilanzierte nüchtern auch das Wirtschaftsblatt „Financial Times Deutschland“: Wenn man den Papst schon einlade, „dann muss man den nehmen, den es gibt – nicht einen, den man am liebsten hätte. Und dann kommt eben der konservative, eher spröde Professorpapst und spricht über sein Lieblingsthema“.

Das Echo gerade auch in der gedruckten Presse hat noch einmal die riesige Projektionsfläche erkennen lassen, mit der der Papst erwartet wurde, aber auch jene Projektionsfläche, die fast jedermann zum Widerspruch zu reizen scheint, von der etwa die „Allgemeine Zeitung Mainz“ sprach. Die Umkehrfrage darf gestellt werden, wie hätte Benedikt XVI. „gepunktet“, wenn er gekommen wäre und alles, was seiner Kirche zentral und wesentlich erscheint, einfach über Bord gekippt hätte? Die Rede im Bundestag, konstatierte nicht zu unrecht die „Leipziger Volkszeitung“, sei aufregend gewesen, aber anders als gedacht. Der Papst habe den Fehler vermieden, sich im „Wünsch-Dir-Was-Katalog“ zu verzetteln, sondern er habe sich ganz auf das Wesentliche konzentriert. Gleiches ließe sich bei genauem Hinhören und Nachlesen auch zum Ökumene-Treffen notieren. Im Übrigen hat Benedikt XVI. einen Schlüsselsatz zum Verständnis seiner Deutschlandreise vor den Parlamentariern in Berlin gesagt: „In einem Großteil der rechtlich zu regelnden Materien kann die Mehrheit ein genügendes Kriterium sein. Aber dass in den Grundfragen des Rechts, in denen es um die Würde des Menschen und der Menschheit geht, das Mehrheitsprinzip nicht ausreicht, ist offenkundig: Jeder Verantwortliche muss sich bei der Rechtsbildung die Kriterien seiner Orientierung suchen.“

Am Sonntagabend, als Benedikt XVI. schon wieder in Rom war, wollte eigentlich auch Günther Jauch in seiner neuen ARD-Talkshow noch über den Papst sprechen. Unter anderem einen ehemaligen Ministranten hätte er auf den Stuhl für den Prominenten gesetzt: Thomas Gottschalk. So hatte es Jauch in der Woche zuvor jedenfalls in seiner Sendung angekündigt. Doch es kam anders. Spiegel-Online berichtete: „Dann aber rief Angela Merkel an: Sie hätte auch Zeit am Sonntag.“ Die Bundeskanzlerin sprach nur kurz über ihre Begegnung mit dem Papst. Mit der Abreise Benedikts kehrte vielmehr der für einige Tage verdrängte politische Dauerbrenner Euro-Krise auf die Agenda zurück. Dafür brauchte es den ARD-Talkshow-Koordinator überhaupt nicht.

Katholisches Medienhaus in Bonn soll Kräfte bündeln

Das im früheren Bonner Regierungsviertel gelegene ehemalige Verlags- und Redaktionsgebäude des „Rheinischen Merkur“ in der Heinrich-Brüning-Straße ist unter der neuen Bezeichnung „Katholisches Medienhaus“ zum Zentrum mehrerer katholischer Medieninstitutionen und -unternehmen geworden. Ihren Sitz haben dort neben den verbliebenen Redaktionen der Zeit-Beilage „Christ + Welt“, der „Funkkorrespondenz“ und des „Filmdienstes“ inzwischen auch die Katholische Nachrichtenagentur (KNA) und das Internetportal katholisch.de.

Nach Aussage von Matthias Meyer, dem Leiter des Bereichs „Kirche und Gesellschaft“ im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, in dem auch die Medienreferate angesiedelt sind, bleiben die Institutionen und Unternehmen eigenständig und werden nicht in neue rechtliche Strukturen zusammengefasst. In einem Interview mit der

Mitgliederzeitschrift der Gesellschaft Katholischer Publizisten, „GKP-Informationen“, erklärte Meyer, das Medienhaus solle dazu beitragen, dass die dort ansässigen Unternehmen durch die Nutzung gemeinsamer Räumlichkeiten und Techniken „bei der Erstellung von Inhalten besser zusammenarbeiten“. Ziel sei es auch, die unterschiedlichen medialen Verbreitungswege besser zu nutzen.

Inzwischen ist auch die katholische Allgemeine gemeinnützige Programmgesellschaft (APG) in das Medienhaus eingezogen. Sie betreut die Produktion und Auswertung von kirchlichen Formaten im Fernsehen, das Internetportal katholisch.de sowie weitere katholische Themenportale. Die Geschäftsführung der APG hat am 1. September der bisher im Bereich „Kirche und Gesellschaft“ des Sekretariates der Deutschen Bischofskonferenz tätig gewesene Dr. David Hober übernommen.

Papst startet neues vatikanisches Internetportal

Mit einem Klick auf einem Tablet-PC hat Benedikt XVI. am 29. Juni 2011 das Internet-Portal www.news.va gestartet. Der Präsident des Päpstlichen Rates für die sozialen Kommunikationsmittel, Erzbischof Claudio Celli, erklärte auf einer Pressekonferenz, dass damit zwar keine neue Ära beginne, das neue Portal stelle aber eine neue Dimension der medialen Aktivitäten des Heiligen Stuhls dar.

Benedikt XVI. sei ein Medienpapst, der dort präsent sein wolle, wo sich die Menschen befinden. Deshalb werde die Veröffentlichung lehramtlicher Verkündigungen ein wichtiger Punkt sein. Das neue Portal

bündelt Nachrichten der verschiedenen vatikanischen Medien, angefangen beim „Osservatore Romano“ über Radio Vatikan, das Bulletin des Pressesaals, des Missionsdienstes „Fides“ und des Vatican Information Service VIS bis zum Fernsehportal CTV sowie den vatikanischen Youtube- und Twitter-Kanälen. Die Nachrichten werden automatisch angeliefert und ohne eigenes redaktionelles Programm weiterverbreitet. Das neue Portal begann in italienischer und englischer Sprache, es soll im Herbst um Spanisch und zu einem späteren Zeitpunkt um Französisch, Portugiesisch und Deutsch erweitert werden.

Katholisches Büchereiwesen mit neuer Struktur

Das katholische Büchereiwesen hat eine neue Struktur erhalten: Die Borro Medien GmbH in Bonn, die bislang kirchliche Büchereien mit Büchern, audiovisuellen Medien, Werbemitteln sowie Ausstellungsmaterial versorgt hatte, ist von der Paderborner Bonifatius GmbH übernommen worden.

Hintergrund sind nach Aussage des Direktors des Borromäusvereins, Rolf Pitsch, durch das Internet ausgelöste Veränderungen im Buchhandel, die zu einer gesunkenen Zahl an öffentlichen

und katholischen Büchereien geführt haben. Allein im Bereich des Borromäusvereins ist die Zahl in den vergangenen 15 Jahren um zehn Prozent gesunken. Ausgewirkt hat sich auch die Zusammenlegung von Pfarreien bei Strukturreformen in den Bistümern, die infolge Priestermangels und Rückgang der Beteiligung am kirchlichen Leben vorgenommen wurden. Daher haben die 15 Bistümer, die den Borromäusverein tragen, eine Lösung zur Verringerung der wirtschaftlichen Risiken gesucht.

Plädoyer für das christliche Buch

Medienbischof Gebhard Fürst sieht im religiösen Buch auch künftig ein wichtiges Medienangebot. Bei einem Symposium zum Thema „Kirche und Medien“ am 10. September in Kevelaer sagte der Rottenburger Bischof, er stehe der geradezu explosiven Entwicklung im Bereich der Neuen Medien grundsätzlich offen gegenüber. Zugleich sei er aber auch ein Freund des Buchs und besonders der religiösen Buchlandschaft und der kirchlichen Presse.

Ein gutes Buch sei „auch als haptisch erfahrbare Medium“ nicht einfach ersetzbar. Leseerlebnis und Leseerfahrung sei nicht mit der Weitergabe von Informationen gleichzusetzen. Besonders sei auch die Sprache der Bibel, des „Buchs der Bücher“, lebendige Handlung, die zugleich zur Handlung bewege. Inwiefern dies die Neuen Medien auf vergleichbare Weise ermöglichen und einen eigenen inneren religiösen Prozess im Nutzer in Gang setzten, sei empirisch noch nicht erforscht.

Die Dynamik der Medienwelt, so Bischof Fürst, provozierte nahezu reflexartig Verurteilungen und Verklärungen. Zwischen denen, die darin den kulturellen Niedergang des Abendlands sähen, und solchen, für die die Anwendung der digitalen Medien die Überwindung großer

gesellschaftlicher Probleme mit sich bringe, müsse die Kirche eine Medienethik entwickeln, deren Ziel Anregungen für eine menschenwürdige Medien- und Kommunikationsordnung sei.

Es gehe um die Frage, wie die medialen Umbrüche die gegenwärtigen und künftigen Vorstellungen der Menschen von einem sinnvollen Leben beeinflussten und wie die Menschenwürde geschützt werden könne. Ein wichtiger Punkt seien dabei die Möglichkeiten der kommunikativen Beteiligung der Menschen, so Bischof Fürst. Hier gehe es um Zugangsvoraussetzungen und Partizipationschancen und damit letztlich um Grundnormen von Gerechtigkeit.

Den Büchern attestierte Bischof Gebhard Fürst: „Sie verwurzeln uns und bringen uns in einen lebendigen Zusammenhang mit unserer Tradition und zugleich mit unseren Möglichkeiten als Menschen.“ Sie ermöglichten dadurch Teilhabe, *Communio*. Vielen Menschen eröffneten sie auch Transzenderfahrungen. Das gelte keineswegs nur für religiöse Bücher. Das Symposium fand anlässlich des 75. Geburtstags des Verlegers Edmund Bercker (Verlag Butzon und Bercker) statt. Zu Gast war unter anderem der Sat.1-Informationsdirektor Peter Limbourg.

Vatikan erkennt UCIP-Nachfolgeorganisation nicht an

Der in der Schweiz neugegründeten Internationalen Organisation der Katholiken in den Medien (ICOM) hat der Vatikan die Anerkennung als katholische Vereinigung nach kanonischem Recht verweigert. Die Päpstlichen Medien- und Laienräte „missbilligen“ die Gründung und werfen ICOM vor, sich unrechtmäßig des intellektuellen, wirtschaftlichen und historischen Erbes der Union Catholique International de la Presse (UCIP) bemächtigt zu haben. Gleiches gelte für deren Logo und Internetseite.

ICOM war im April 2011 als Nachfolgeorganisation gegründet worden, nachdem der Vatikan UCIP die kirchenrechtliche Anerkennung als katholische Vereinigung aufgrund mangelnder Transparenz sowie Verstößen gegen die Statuten entzogen hatte. Daraufhin legte der nach zweimaligen ungültigen Wahlen 2010 zum Präsidenten gewählte Bernhard Sassmann, Sohn des

langjährigen Vorsitzenden Hanns Sassmann, sein Amt nieder.

Generalsekretär ist seit 1993 der aus Indien stammende Journalist Joseph Chittilappilly, zuletzt einziger bezahlter Angestellter des unter wirtschaftlichen Schwierigkeiten leidenden Verbandes. Sein Name taucht auf der Internetseite von ICOM nicht auf, doch er ist vermutlich der Akteur hinter den jüngsten Vorgängen. In einer von ICOM verbreiteten Nachricht wird von Beratungen früherer Mitglieder über die Zukunft des Verbandes berichtet und Bestrebungen, „eine neue Beziehung zum Vatikan aufzubauen“. Im November soll eine „Vollversammlung“ abgehalten werden.

Das Kirchenrecht sieht vor, dass sich jeder öffentliche kirchliche Verein, der international auf Gesamtebene der Kirche tätig sein will, nur mit Zustimmung des Vatikans „katholisch“ nennen darf.

Kardinal Andrezej Maria Deskur verstorben

Im Alter von 87 Jahren ist am 3. September 2011 in Rom der frühere Präsident des Päpstlichen Rates für die sozialen Kommunikationsmittel, Kardinal Andrezej Maria Deskur, gestorben. Sein Nachfolger, Kardinal John P. Foley, erklärte in einer Würdi-

gung des mit Johannes Paul II. eng befreundeten Polen, dass „mit seinem Tod eine Ära in der Geschichte des Päpstlichen Medienrates zu Ende gegangen ist“.

Nach seinem 1948 in Fribourg (Schweiz) begonnenen Studium kehrte der junge Priester aus po-

litischen Gründen nicht in sein Heimatland zurück, sondern begann 1952 im vatikanischen Staatssekretariat in der Vorläuferabteilung für die spätere Medienkommission seine Karriere. Über Stationen des Untersekretärs und Sekretärs gelangte er 1973 an die Spitze der neuen Päpstlichen Kommission für die sozialen Kommunikationsmittel. Deskur wirkte maßgeblich am ersten Konzilsdokument „Inter mirifica“ über die neue Sicht der Kirche auf die Medien sowie an der vom Konzil in Auftrag gegebenen Pastoralinstruktion „Communio et Progressio“ mit, die 1971 erschien.

Unmittelbar vor dem Konklave mit der Wahl Kardinal Karol Wojtylas zum Papst erlitt Deskur einen Schlaganfall, der ihn fortan an den Rollstuhl fesselte. Er blieb jedoch bis zu seinem Tod im Palazzo Carlo im Vatikan, in dem die Medienkommission ihren Sitz hatte, wohnen und nahm bis zuletzt Anteil an den Entwicklungen des Päpstlichen Rates. Johannes Paul II. berief ihn 1985 ins Kardinalskollegium.

In einem Beileidstelegramm an den Erzbischof von Krakau würdigte Papst Benedikt XVI. die langjährige wertvolle Arbeit Deskurs für die Entwicklung der kirchlichen Medien.

Trauer um Fernsehjournalist Hubert Schöne

Die Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands (GKP) trauert um ihren ehemaligen Vorsitzenden Hubert Schöne. Der 64-Jährige starb am 23. Mai nach schwerer Krankheit. Schöne war zwei Wahlperioden lang von 1981 bis 1987 Vorsitzender des Verbandes. Der damalige Pressesprecher der Deutschen Forschungsgemeinschaft war Nachfolger von Hermann Boverter.

Es gelang ihm, vor allem junge Kolleginnen und Kollegen zu werben und damit den Generationswechsel einzuleiten: Innerhalb von sechs Jahren wuchs die GKP um 142 Mitglieder. Schöne engagierte sich für die Dreilän-

dertreffen und die deutsch-französischen Journalistentreffen. Er äußerte sich stets unerschrocken und meinungstark.

Sein unabhängiges Denken bewahrte er sich auch als Leiter der Kirchenredaktion des Bayerischen Fernsehens (1985 bis 2007). Besonderes Interesse zeigte er am Dialog zwischen Glauben und Wissenschaft, vor allem an bio- und medizin-ethischen Fragen. Sein herzhaftes Lachen, seine zupackende Art und sein scharfer Verstand haben uns schon gefehlt, als er die GKP verlassen hat. Jetzt fehlen sie für immer. Möge er ruhen in Frieden. *Michaela Pilters*

Institutsleiterin kündigt Rückzug an

Die Journalistische Direktorin des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp) in München, Dr. Elvira Steppacher (Foto: ifp), verlässt zum Jahresende die katholische Journalistenschule, um sich nach neun Jahren an der Spitze des ifp beruflich neu zu orientieren. Dies hat das ifp am 12. September bekannt gegeben. Ein Nachfolger stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest.

Zu der Entscheidung erklärte die ifp-Aufsichtsratsvorsitzende und rbb-Programmdirektorin Dr. Claudia Nothelle, dass Elvira Steppacher als Geschäftsführerin und Journalistische Direktorin in den vergangenen neun Jahren maßgeblich zum Erfolg des Instituts beigetragen und die Restrukturierung des ifp engagiert und erfolgreich umgesetzt hat. „Wir verlieren mit ihr eine hochmotivierte und äußerst geschätzte Kollegin und Führungskraft und bedauern ihr Ausscheiden sehr.“

Der geistliche Leiter des ifp, Monsignore Wolfgang Sauer, äußerte Verständnis für die Entscheidung Steppachers,

deren Geradlinigkeit und von „großem gegenseitigen Vertrauen getragenes Miteinander“ er zu schätzen wisse. Steppacher habe eine nachvollziehbare Wahl getroffen.

Steppacher war, bevor sie 2002 ihren Posten beim ifp antrat, von 1999 an Projektleiterin



in der Verlagsleitung des Magazins „Stern“. Von 1997 bis 1999 arbeitete sie als Referentin für Öffentlichkeitsarbeit beim Verlag Gruner + Jahr, davor als PR-Beraterin und Leitung Kreation/Strategie bei Edelman Public Relations Worldwide.

Zu neuen Aufsichtsratsmitgliedern des ifp sind Ulrich Lüke, Ressortleiter Politik und Chefkorrespondent des „Bonner Generalanzeigers“, und der Mainzer Weihbischof Ulrich Neymeyer gewählt worden. Sie folgen dem langjährigen Mitglied und Referenten am ifp, Hanns Funk, ehemaliger Chefredakteur der „Schwäbischen Zeitung“, und dem Augsburger Weihbischof Josef Grünwald.

Zusammengestellt von
Ferdinand Oertel

Georg Langenhorst (Hg.): Gestatten: Gott! Religion in der Kinder- und Jugendliteratur der Gegenwart. München: Verlag Sankt Michaelsbund 2011, 224 Seiten, 12,90 Euro.

Abseits des Mainstreams von knallbunten Fühlbibeln für die Allerkleinsten und betulichen Engel-Gebetbüchern zeigen sich religiöse Fragestellungen in der Kinder- und Jugendliteratur der Gegenwart auf vielfältige Weise – vom komplex erzählten Jugendroman bis zur schlichten, poetischen Bilderbuchgeschichte. Georg Langenhorst, Professor für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts und Religionspädagogik an der Universität Augsburg, bemüht sich seit Jahren um eine kontinuierliche Erforschung dieses Bereichs und hat nun ein Buch herausgegeben, das sich zum Ziel setzt, den aktuellen Befund zur Frage nach Gott und Religion im Kinder- und Jugendbuch zu bündeln und gleichermaßen dessen Bedeutung für die Praxis in Büchereiarbeit, Deutschdidaktik und anderen Arbeitsfeldern aufzuzeigen.

Die Fülle der Fachbeiträge, die hier zusammengestellt sind, gliedert sich in drei unterschiedliche Arten von Beiträgen: Da sind zunächst wichtige Wegmarken der neuen Erfassung, die teilweise nur schwer zugänglich sind und deshalb in re-

daktionell bearbeiteten Fassungen wieder abgedruckt werden: Gundel Mattenklotts literaturdidaktischer Aufsatz „G. Ott, ein neuer Protagonist in der Kinder- und Jugendliteratur“ von 1998 gilt als erster Versuch einer Wahrnehmung, Bündelung und Deutung des Phänomens. Joachim Valentins ursprünglich in der Reihe „Spurensuche“ veröffentlichter Überblick nimmt das Thema aus theologischer Sicht auf – Herbert Stangls 2006 im Sammelband „Zutunungen. Lene Mayer-Skumanz und die religiöse Kinderliteratur“ erscheinener Beitrag schließlich analysiert Texte aus den Jahren 1999 bis 2005. Zudem werden neuere relevante Aufsätze, die in der jüngeren Vergangenheit in Zeitschriften erschienen sind, abermals abgedruckt. Ein dritter Beitragstyp wurde speziell für das vorliegende Buch verfasst, einige davon gehen auf ein Symposium der Reihe Spurensuche der Katholischen Akademie „Die Wolfsburg“ zurück.

Gegliedert ist das Buch jedoch nicht in erster Linie nach diesen Beitragstypen, sondern schlüssig nach unterschiedlichen Arten der Fragestellung: Nach einer Hinführung im ersten und den bereits angesprochenen Wegmarken der Forschung im zweiten Teil folgen im dritten Teil Analysen zur gegenwärtigen Kinder- und Jugendliteratur. Im vierten

Teil des Buches wird schließlich der Bogen zur Herausforderung und Chance gespannt, den die Religion in der Kinder- und Jugendliteratur für Schule, Gemeinde und Bücherei darstellt: Während Magda Motté in einem Beitrag aus dem Jahr 2003 aufzeigt, wie sich die Dimensionen moderner Literatur für Kinder und Jugendliche in ethisch-existential, transzendental-religiös und schlicht christlich unterscheiden lassen, beleuchtet Thomas Nauerth Kinder- und Jugendliteratur als Aufgabenfeld der Religionspädagogik.

Georg Langenhorst schließlich stellt überzeugende Überlegungen an, wie Kinder- und Jugendliteratur, aller Sorge vor Funktionalisierung und Engführung von Literatur zum Trotz, auch im Sinne einer Religionsdidaktik sinnvoll und gewinnbringend eingesetzt werden kann und zieht in einem abschließenden fünften Kapitel eine erste Zwischenbilanz der Befassung. Eine der großen Stärken des Sammelbandes liegt sicherlich in der Vielfalt an Perspektiven, die hier nachzulesen sind. Nicht nur Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher Disziplinen, sondern auch Angehörige unterschiedlicher „Generationen“ von Fachleuten sind hier versammelt: Neben Expertinnen wie Gundel Mattenklott oder Magda Motté, die den Forschungsbereich maßgeblich geprägt haben, sind auch Beiträge von jüngeren Forschern zu finden.

Der Nachteil einer solchen Zusammenschau, die auch bereits erschienene Beiträge aufnimmt, ist die dabei nicht zu vermeidende Redundanz: Naheliegenderweise nehmen die einzelnen Texte immer wieder auf dieselbe Primärliteratur Bezug, was mit sich bringt, dass Inhalt und literarische Gestaltung von für die Themenstellung besonders

ergiebigen Beispielen wie etwa Lene Mayer-Skumanz' „Ein Löffel Honig“ oder Marie Desplechins „Ich, Gott und Onkel Frederic“ mehrfach dargestellt werden. Eine Gesamtübersicht der analysierten Texte findet sich im Literaturverzeichnis – bedauerlich nur, dass eines der meistdiskutierten Bücher des letzten Jahres, Janne Tellers „Nichts. Was im Leben wichtig ist“ hier falsch als „Nicht was im Leben wichtig ist“ bibliographiert ist. Auch ein Ausweisen von Originalsprache und Verlag wäre für eine differenzierte Übersicht über die vorliegende Textfülle sicherlich hilfreich gewesen. Ein umfangreiches Verzeichnis von Forschungsliteratur bietet zahlreiche Anregungen zu weiterer Befassung mit dem Thema.

In der Breite und Vielfalt der Beiträge bietet „Gestatten: Gott!“ einen guten Überblick sowohl über die vorliegende Primärliteratur als auch deren Erforschung. Praxisfelder der Literaturvermittlung werden überzeugend reflektiert – der Herausgeber scheut sich auch nicht davor, in seinen abschließenden Überlegungen mit dem Titel „Perspektiven und Wünsche“ konkrete Wünsche an diese Bereiche, von Literaturwissenschaft über Literaturdidaktik bis hin zu den Büchereien, zu formulieren. Anders als bei Sammelbänden üblich, wird hier weit über eine bloße Zusammenstellung von Einzelbeiträgen hinausgegangen: Durch die umfassenden einführenden, aber auch zusammenfassenden Bemerkungen des Herausgebers wird all das, was in den Beiträgen an Einzelanalysen geschieht, stimmig in einen Gesamtzusammenhang eingebettet, der gleichermaßen Theorie wie Praxisfelder der Literatur in den Blick nimmt.

Kathrin Wexberg, Wien

Walter Hömberg/Eckart Roloff (Hg.): Jahrbuch für Marginalistik II. Berlin: Lit Verlag 2011 (= *fußnote: anmerkungen zum wissenschaftsbetrieb, Band 8), 280 Seiten, 19.90 Euro.

Lange hat die Fachwelt auf dieses Werk warten müssen, jetzt liegt es endlich vor: das Jahrbuch für Marginalistik II. Wie sein Vorgänger, das Jahrbuch I¹, lässt es auf den das Marginale als das Zentrale erfassenden Einleitungsbeitrag von Herausgeber Hömberg eine große Zahl von Beiträgen folgen, die das Herz des fröhlichen Wissenschaftlers höher schlagen und leicht mehrere Jahrgänge jener wissenschaftlichen Zeitschriften vergessen lassen, die sich z.B. mit der Berichterstattung über den Konflikt um den Postmindestlohn durch beteiligte und unbeteiligte Zeitungen divergierender politischer Richtung befassen.

Nichts davon im neuen Jahrbuch. Hier werden ausschließlich zentrale („Titel, Tricks und Töpfe“) sowie alltagsdienliche Themen aufgegriffen, so z.B. „Luhmann auf plattdeutsch“.² Autor Klaus-Dieter Altmeppen räumt eingangs ein, dass es sich bei seinen Übertragungsvorschlägen um Münsterländer Platt handelt, nich. Er sagt das in aller Offenheit, obwohl er natürlich weiß, dass Luhmann einen großen Teil seines Berufslebens in Ost-Westfalen verbracht hat, nachdem er zuvor mit dem Münsterländer Platt

zwar zu tun gehabt, aber nie an eine Übertragung seiner Werke im Sinne Altmeppens gedacht hatte.³

Wie dem auch sei – die hier vorgelegte Anregung wird die an Kraft zunehmende Bewegung zur Förderung der individualisierten Sprachen stärken. „Nicht wenige Menschen aber sprechen andere Sprachen ...“⁴

Kommen wir zu den Lücken im Jahrbuch II. Gar nicht wissen kann Altmeppen von einem prominenten Vorläufer-Projekt, das in den 1950er Jahren ganz im Sinne der Marginalistik, ganz am Rande stattfand, korrekt: nach den Vermutungen der Beobachter möglicherweise stattfand – am Rande des germanistischen (oder nordischen?) Seminars der Universität Göttingen: die Übersetzung – man möchte es nicht für möglich halten – des Grimmschen Wörterbuchs ins Gotische. Am Ende eines dunklen Flurs befand sich die einschlägige Arbeitsstelle.

Die Beobachter, allerdings nicht teilnehmende, sondern wirklich nur beobachtende Beobachter, waren zu

- 1 Walter Hömberg/Eckart Roloff (Hg.): Jahrbuch für Marginalistik I. Münster: Lit Verlag 2000 (= *fußnote: anmerkungen zum wissenschaftsbetrieb, Band 3).
- 2 Klaus-Dieter Altmeppen im hier besprochenen Bd. II, S. 83-88.

- 3 Andererseits muss sich Altmeppen fragen lassen, warum er nicht, wenn er denn schon das Münsterland ins Spiel bringt, in einem Aufwaschen „Luhmann auf masematte“ vorschlägt.
- 4 Gewohnt fortschrittliche Signale kommen aus der Schweiz. Dort werden fortan Schulbücher in Graubünden wieder in den rätoromanischen Sub-Dialekten gedruckt werden, als da sind: Surcilvan, Surmiran, Vallader, Putér und Sutsilvan (vgl. Süddeutsche Zeitung 6./7.8.2011, S. 12). Altmeppen ist also nicht allein auf dem Wege! (Unter uns gesagt: Besonders Vallader ist eine entzückende Sprache, nich.)

zweit: Der spätere höhere Beamte im Bundespresseamt Heinrich Spr. und der Verfasser dieser Rezension nahmen im Wintersemester 1955/56 an Prof. Wolfgang Krauses Einführung ins Gotische teil und kamen, angeregt durch die Nachbarschaft des gotischen Seminarraums zur erwähnten Arbeitsstelle Grimmsches Wörterbuch, in tiefsinnigen Überlegungen zu dem Schluss, dass Krauses Hin- und Her-Pendeln in jenem Bereich des Seminars nur mit der Übersetzung des Wörterbuchs ins Gotische zu tun haben könne. Es ist zu hoffen, dass „Luhmann auf Plattdeutsch“ etwas Handfesteres erbringen wird.

Bemerkenswerter ist ein weiterer blinder Fleck des Jahrbuchs; es erscheint schließlich in der Reihe „Fußnote: Anmerkungen zum Wissenschaftsbetrieb“, gewissermaßen Seite an Seite mit dem Band „Prolegomena zu einer Theorie der Fußnote“.⁵ Dessen ungeachtet übersehen die Herausgeber die Tatsache, dass die Fußnote bzw. deren Abwesenheit oder jedenfalls nicht ausreichende Anwesenheit in jüngster Zeit auf die vorderen Ränge der wissenschaftlichen wie auch politischen, ja man kann, wenn man Afghanistan oder Brüssel in Betracht zieht, sagen: weltpolitischen Aufmerksamkeit gerückt ist. Nichts davon im zweiten Jahrbuch für Marginalistik! Eben diesem Thema, der unzulänglichen Fußnotenotung, hat sich unsere Zeitschrift mit gewohntem Aktualitätsbewusstsein schon im Frühjahr 2011 gewidmet und

damit dem großen Marginalisten W. H., der ja auch einmal unser Herausgeber war, die Stange gehalten.⁶

Michael Schmolke, Salzburg

Dagmar Bussiek: Benno Reifenberg 1892-1970. Eine Biographie. Göttingen: Wallstein-Verlag 2011, 500 Seiten, 34,90 Euro.

Die Geschichte des Journalismus ist immer auch eine Geschichte der Persönlichkeiten, die den Journalismus prägen. Und wenn ein Journalistenleben wie das von Benno Reifenberg drei Epochen der deutschen Geschichte umgreift – Weimarer Zeit, Nazizeit, Bundesrepublik – dann ermöglicht ein solcher Lebenskreis tiefe Einblicke in Leistungen, Irrtümer und Versagen ganzer Journalistengenerationen.

Benno Reifenberg, der 1919 siebenundzwanzigjährig als freier Mitarbeiter in das Kunst-Ressort der „Frankfurter Zeitung“ eintrat und 1965 – fünf Jahre vor seinem Tod – aus der Herausgeberriege der FAZ ausschied, war Feuilletonist, politischer Journalist, Anreger, Vermittler, ein Mann bürgerlicher Lebensart, aber sein Berufsleben war auch geprägt von weitreichenden Fehlentscheidungen. Er glaubte, dass er mit seiner Arbeit bei der „Frankfurter Zeitung“ auch unter dem Naziregime klassische bürgerliche Werte bewahren und sie zur Deutung des politischen Geschehens heranziehen könnte. Mit dieser Absicht musste er scheitern.

5 Peter Rieß/Stefan Fisch/Peter Strohschneider: Prolegomena zu einer Theorie der Fußnote. Münster: Lit Verlag 1995 (= *fußnote: anmerkungen zum wissenschaftsbetrieb, Band 1).

6 Vgl. Stefan Weber: Entüllungsplattformen im Netz am Beispiel der „Plag Wikis“. In: *Communicatio Socialis*, 44. Jg. 2011, H. 2, S. 179-185.

Und er vertat nach 1945 die Chance, die „Frankfurter Zeitung“ mit amerikanischer Lizenz unter seiner Leitung wieder auferstehen zu lassen, indem er darauf bestand, das Blatt dürfe sich nicht – wie vom US-Pressoeffizier verlangt – auf das „Dreieck Frankfurt-Stuttgart-Nürnberg“ beschränken, sondern es müsse – so Reifenbergs Bedingung – sofort wieder national verbreitet werden.

Bussiek konnte sich bei ihrer Arbeit auf eine Vielzahl wissenschaftlicher Vorarbeiten stützen: Sie setzt sich kritisch mit dem Standardwerk über die „Frankfurter Zeitung“ im Dritten Reich von Günther Gilessen auseinander, und sie konnte – für eine biographische Arbeit ein Glücksfall – den umfangreichen im Marbacher Literaturarchiv lagerten Nachlass Reifenbergs ausschöpfen. Von großem Gewinn ist Bussieks Ableitung von Reifenbergs journalistischer Haltung aus dem Phänotyp des Bürgerlichen, der das Ende des Kaiserreichs und die Weimarer Republik überdauerte, aber angesichts des Nationalsozialismus an der sozialen und intellektuellen Beschränktheit des eigenen Weltbildes scheiterte.

Nach dem Erlass des Goebbelschen „Schriftleitergesetzes“ vom 4. Oktober 1933 gibt Reifenberg – als „Halbjuden“ eingestuft – die Leitung des Redakteurskollegiums ab, zieht sich Schritt für Schritt aus der politischen Berichterstattung zurück und findet bis zum Verbot der Zeitung durch Hitler 1943 ein Refugium im Feuilleton. Bussiek widerspricht nachdrücklich Günther Gilessens apologetisch-verklärender Einschätzung, dass „gutes Deutsch zu sprechen und zu schreiben“ schon ein „Akt des Widerstands“ gewesen sei. Mit dieser These versuchte Gilessen, den Widerstands-

charakter der „Frankfurter Zeitung“ während der Nazizeit zu belegen. Widerstandskämpfer ist Reifenberg für die Autorin nicht. Sie entscheidet sich für den von Martin Broszat geprägten Begriff der „Resistenz“. Diese Haltung bescheinigt sie der gesamten Redaktion der „Frankfurter Zeitung“.

Nachdem die „Vossische Zeitung“ am 31. März 1934 ihr Erscheinen eingestellt hatte, war die „Frankfurter Zeitung“ das einzig verbliebene Blatt, das aufgrund traditioneller Qualität und liberaler Tradition international beachtet wurde. Es war im Interesse des Propagandaapparats, jenseits der deutschen Grenzen die Fiktion einer nicht vollends gegängelten Presse aufrecht zu erhalten und seine Botschaften über dieses Medium *sotto voce* zu vermitteln. Dass die Redakteure des Blattes bei ihren Kämpfen mit dem Presseamt um einzelne Formulierungen und trotz ihrer Resistenz gegen den Nationalsozialismus letztlich doch nur „Agenten“ des Systems waren, ist offensichtlich.

Nach dem Zusammenbruch widmete sich Reifenberg mit französischer Lizenz dem Zeitschriftenprojekt „Die Gegenwart“. Diese Zeitschrift war in den ersten Nachkriegsjahren eine viel beachtete Stimme in den Debatten zur politischen Ausrichtung der Bundesrepublik. Mit dem Drängen auf eine Aufklärung der nationalsozialistischen Verbrechen vertrat das Blatt eine unbequeme Außenseiterposition. Die ursprüngliche Gegnerschaft zur Wiederbewaffnung der Bundesrepublik wandelte sich angesichts der Bedrohung durch den sowjetischen Totalitarismus in eine vehemente Zustimmung. Nach dieser Selbstfindung in den Diskursen der „Gegenwart“ befand sich Reifenberg

wieder im Kern des bürgerlichen Selbstverständnisses der jungen Bundesrepublik, so dass seine Aufnahme in das Herausbergremium der FAZ 1959 folgerichtig war.

Für ein tieferes Eindringen in das politische und journalistische Umfeld Reifenbergs wäre es hilfreich, wenn bei einer Neuauflage der Biographie ein Personen- und Sachregister angefügt wird, zumal die Autorin kenntnisreiche Anmerkungen zu vielen Zeitgenossen und Weggefährten Reifenbergs in den Text integriert hat.

Ernst Elitz, Berlin

Anton Simons: Journalismus 2.0. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2011 (= Praktischer Journalismus, Band 84), 236 Seiten, 29,90 Euro.

Der Titel des Buches „Journalismus 2.0“ lehnt sich an den inzwischen inflationär gebrauchten Begriff „Web 2.0“ an. Und in der Tat geht es in dem Lehrbuch im Wesentlichen darum, die neuen Kommunikationsformen des Internets auf den Journalismus zu übertragen und damit der Frage nachzugehen, welche Chancen sich für die Weiterentwicklung der journalistischen Qualität ergeben.

Anton Simons ist ein Fan der neuen Möglichkeiten mit großem Herzblut. Er schildert euphorisch die Visionen des neuen Journalismus, bringt einzelne Beispiele (oft aus den USA) und spekuliert munter über mögliche künftige Entwicklungen. Wer Distanz zum Gegenstand, Skepsis, kritische Einordnungen oder eine Diskussion von Risiken und Nebenwirkungen erwartet, wird von dem Buch enttäuscht sein. Wer dagegen die Fans eines „Journalismus 2.0“ noch mehr verstehen

und sich von einem begeisterten Experten die bunten Visionen erklären lassen möchte, der wird dieses Buch mit Gewinn lesen.

Das Lehrbuch beginnt mit einem soliden Überblick über die einzelnen Phänomene des Web 2.0 – von Blogs bis Social Shopping. Diese ersten 100 Seiten bieten im Grunde genommen das, was Dutzende Bücher in den letzten Jahren auch schon dazu veröffentlicht haben und was man im Großen und Ganzen inzwischen als Grundwissen der Branche bezeichnen kann. Im nächsten Kapitel versucht der Autor die „neuen Paradigmen“ der „Medienrevolution“ zu systematisieren (z. B. Konvergenz, Interaktivität, Crowdsourcing, Emanzipation etc.). Dieses ja eigentlich theoretische Kapitel kommt recht atheistisch und cursorisch daher und weitgehend ohne Literatur aus. Mit entsprechender Unterfütterung einschlägiger kluger Vordenker hätte es tiefer gehen können, ohne länger werden zu müssen.

Auf den letzten 70 Seiten beschreibt Anton Simons schließlich das, was er im Titel verspricht: Er gliedert in „Journalismus 2.0“, „Redaktionen 2.0“, „Journalisten 2.0“ und „Medienunternehmen 2.0“. Hierzu hat er viele Einzelaspekte und Beispiele gesammelt, wie sie in der Branche in den Jahren 2008 bis 2010 kursierten – zum Beispiel in Reports und Interviews in Zeitschriften wie dem Medium Magazin oder auf Kongressen oder in Branchenblogs. Neu ist das alles nicht; aber in dieser Zusammenschau durchaus treffend und gewinnbringend. Es geht beispielsweise um die vielfältigen Möglichkeiten, Nutzer in das journalistische Arbeiten zu integrieren, oder um die Chancen, welche ein intensiver Einsatz von

Web 2.0-Tools in der internen Organisation von Redaktionen bietet (hier schließt Anton Simons an sein Buch „Redaktionelles Wissensmanagement“ von 2007 an). Manchmal gibt das Buch detaillierte und ausführliche Tipps – wie bei der Redaktionsorganisation – manchmal kratzt es eher an der Oberfläche – wie bei der Frage, wie mit Journalismus weiterhin Geld verdient werden kann und wie ein „Medienunternehmen 2.0“ konkret aussehen könnte.

Ein Problem des Buches ist die mangelnde Quellentransparenz. Bei vielen Fakten und Beispielen fehlt schlicht die Angabe, woher der Autor das Geschriebene hat. Das ist zwar bei Lehrbüchern zum praktischen Journalismus leider im deutschsprachigen Raum üblich, zumal wenn sie von Journalisten geschrieben werden. Aber bei diesem Thema fällt es massiv ins Gewicht: Konterkariert der Autor doch ein Grundprinzip des Web 2.0, wie es seiner Ansicht nach auch für einen Journalismus 2.0 gelten sollte: permanente Transparenz. Insofern handelt es sich um ein Lehrbuch 1.0.

Klaus Meier, Eichstätt

Youcat Deutsch. Jugendkatechismus der katholischen Kirche. Mit einem Vorwort von Papst Benedikt XVI. München: Pattloch Verlag 2011, 304 Seiten, 12,99 Euro.

Katechismen stehen für gewöhnlich auf den Bestsellerlisten nicht ganz oben. Umso interessanter sind die untriebigen Aktivitäten im Rahmen des vom Wiener Kardinal Christoph Schönborn initiierten Youcat-Projekts. Der Anspruch dabei ist nicht gering zu achten: Nachdem der Katechismusunterricht in den 1970er Jahren eine Krise erfuhr,

die letztlich zur Differenzierung der religiösen Lernorte Schule und Gemeinde in Deutschland führte, wurde mit dem Youcat ein für viele überraschender Neuanfang in puncto Katechismus gewagt. Zusammen mit Jugendlichen wurde unter Federführung von Bernhard Meuser vom Pattloch-Verlag ein Jugendkatechismus erarbeitet, von dem die Autoren behaupten, er präsentiere Glaubenswissen auf „jugendgemäße“ Art und Weise.

Das bislang in 22 Sprachen veröffentlichte Buch erschien pünktlich zum Weltjugendtag 2011 in Madrid. Schon im Vorfeld wurde das Projekt medial groß inszeniert: Buchpräsentationen in den Diözesen, eine eigene Internetseite (www.youcat.org) und schließlich die Verteilung des Youcats an alle Teilnehmer des Weltjugendtages zeugen von einer groß angelegten und verlegerisch durchdachten Aktion. Nach dem Jugendkatechismus Youcat, der im März 2011 erschien, folgte im Juni 2011 ein wissenschaftlicher Sammelband zum Projekt; für November angekündigt ist das Jugendgebetbuch Youcat Deutsch, das die Trilogie abschließen wird. Ein geplantes Youcat-Institut in Augsburg wird für die weitere Verbreitung des Katechismus sorgen. In diesem Zusammenhang soll das Projekt vor allem auch im Internet weiterentwickelt werden.

Die nachfolgenden Überlegungen stammen aus der Feder eines Religionsdidaktikers. Das Youcat-Projekt fiel nicht vom Himmel: Ob die mittlerweile immer wieder angeführte Anekdote, nach der eine junge Frau im Jahr 2005 anlässlich der Vorstellung der Kompendiumsausgabe des Katechismus der Katholischen Kirche in Wien ihren Unmut kund getan und Kardinal

Schönborn darauf aufmerksam gemacht habe, dass die Kirche einen neuen Katechismus für Jugendliche brauche, das Zeug zu einem „Ursprungsmythos“ hat oder nicht: Fakt ist, dass Schönborn den deutschen Verleger des Kompendiums, Bernhard Meuser, daraufhin ansprach. Jener suchte sich drei Coautoren.

Zusammen mit 65 weltjugendtagsbegeisterten Jugendlichen zwischen 15 und 25 Jahren studierten sie das Kompendium des Katechismus mit dem Ziel, einen Katechismus für Jugendliche zu erarbeiten. Trotz mancher Widrigkeiten ließ sich die Gruppe nicht entmutigen und erstellte im Zeitraum von zwei Jahren, u. a. auf sog. „Relicamps“, den Text des *Youcat*.

Papst Benedikt XVI. ist es seit langem ein Herzensanliegen, die Katechese wieder zu stärken. Daher verwundert es nicht, dass sich der Papst im Vorwort des *Youcat* zu Wort meldet: Er empfiehlt den Jugendlichen, die er mit „liebe junge Freunde“ anspricht, ein „ungewöhnliches Buch“ zur Lektüre. In wenigen Zeilen zeichnet er in eigenen biographisch orientierten Erinnerungen die Genese des Katechismus der Katholischen Kirche und dessen Anregung durch Johannes Paul II. in den 1980er Jahren nach. Dem Vorwurf, junge Leute von heute interessieren sich so etwas nicht, begegnet er offensiv: „Ich bestreite das und bin sicher, recht zu behalten. Junge Leute von heute sind nicht so oberflächlich, wie man ihnen unterstellt. Sie wollen wissen, worum es im Leben wirklich geht“ (S. 9).

Die darauffolgenden Zeilen sind ein Zeugnis dafür, wie ernst es dem Papst tatsächlich ist. Er fordert die Jugendlichen auf, das Wissen um ihren Glauben zu vermehren, sich

damit fürs Leben zu rüsten und trotz der in jüngster Zeit aufgetretenen Missbrauchsskandale („Attacken des Bösen“) an der Kirche festzuhalten. Er verschweigt aber auch nicht, dass die Inhalte des Katechismus mit einem hohen Anspruch verbunden sind: „Dieser Katechismus redet euch nicht nach dem Mund. Er macht es Euch nicht leicht. Er fordert nämlich ein neues Leben von Euch. [...] So bitte ich Euch: Studiert den Katechismus mit Leidenschaft und Ausdauer! Opfert Lebenszeit dafür! Studiert ihn in der Stille Eurer Zimmer, lest ihn zu zweit, wenn ihr befreundet seid, bildet Lerngruppen und Netzwerke, tauscht euch im Internet aus. Bleibt auf jede Weise über Euren Glauben im Gespräch“ (S.10).

Dieser durchaus als emotional zu bezeichnende Appell ist in seiner Form bemerkenswert. Es ist nicht nur eine intensive geistliche Ermahnung, sondern fast ein flehentliches Bitten des Papstes an die Jugendlichen, welche er als Zukunft der Kirche betrachtet und die er zur Rechenschaft über ihren Glauben auffordert. Entspricht dieser Mischung aus Ernsthaftigkeit und Euphorie auch die inhaltliche und graphische Aufmachung des Werks?

In seinem Aufbau orientiert sich der *Youcat* am Kompendium des Katechismus der Katholischen Kirche. Der Text ist in vier Hauptstücke gegliedert: Der erste Teil mit dem Titel „Was wir glauben“ beginnt mit der klassischen Katechismusfrage „Wozu sind wir auf Erden?“ und thematisiert Voraussetzungen des Glaubens, die göttliche Offenbarung und das christliche Glaubensbekenntnis. Im zweiten Teil geht es um die Feier der christlichen Mysterien, also um die Sieben Sakramente. Der dritte Teil „Wie wir in

Christus das Leben haben“ handelt von Fragen der Ethik, u. a. von der menschlichen Würde, der Kirche, den Zehn Geboten und der Gottes- und Nächstenliebe. Dem Gebet widmet sich der vierte Teil „Wie wir beten sollen“: Neben Vorbildern im Beten (Abraham, Mose, Jesus) werden Gebetsformen und Grundgebete (Ave Maria, Vaterunser) dargestellt und Probleme im Kontext des persönlichen Betens angeschnitten.

Die Themen sind in 527 farbig unterlegten Einheiten im Frage-Antwort-Schema aufgebaut. Auf jede Frage folgt die offizielle Katechismusantwort, welche durch einen anschließenden Kommentar näher erläutert wird. Randglossen in Form von Bibelziten, Texten von Heiligen oder anderen Autoren und Definitionen sowie Querverweise erläutern die Fragen ergänzend. Neben mehr oder weniger geeigneten illustrierenden Farbfotos, meist von Kindern und Jugendlichen, sowie Strichmännchen findet der Benutzer am rechten Seitenende ein Daumenkino. Zeitgenössische Kunst sucht man allerdings vergebens. Während die Photographien vornehmlich zwischenmenschliche Emotionen und Stimmungslagen wiedergeben, dienen die Strichmännchen zur „Auflockerung“. Ob Letztere freilich immer gelungen sind, bleibt dahingestellt. Die Illustration zum Punkt „Pornographie“ überrascht in ihrer provozierenden Art und Weise: Zwei Strichmännchen vor einem Fernsehgerät, aus dem verbalisierte Stöhngeräusche herauskommen. Derartiges hätte man in einem katholischen Jugendkatechismus mit Imprimatur wohl eher nicht erwartet. Der Anspruch, „jugendgemäß“ sein zu wollen, wird daher nicht in jedem Fall gelingen, sondern droht im Ernstfall ästhetisch zu kippen.

Insgesamt vermitteln die dominierenden Kirchenfarben gelb und weiß einen frischen Charakter. Man mag bisweilen die Darstellung eines Kreuzes vermissen. Interpretiert man aber das große, aus kleinen Kreuzen und kirchlichen „Utensilien“ gebildete Youcat-„Y“ als Gabelkreuz, wohnt ihm ein symbolischer Charakter inne.

Wer die Ergebnisse der Shell-Studie, wonach nur für 26 Prozent der Jugendlichen die Kirche auf ihre existentiellen Fragen überzeugende Antworten bietet, und die in der Sinus-Studie erhobenen Milieus zur Kenntnis nimmt, wird den Eindruck nicht los, dass die Wahrscheinlichkeit einer Rezeption des Youcat über ein rein binnenkirchliches Publikum hinaus eher gering einzuschätzen ist. Denn letztlich setzt ein Katechismus den Glauben bzw. das Interesse am Glauben wenigstens ansatzweise voraus, was zwangsläufig zu einer sektoralen Ansprache führen muss. Aufschlussreich wäre in diesem Zusammenhang allerdings die Frage, ob der Youcat als religiöses Sachbuch auch von Erwachsenen – ähnlich wie dies im Bereich der Jugendliteratur für viele Werke der „all age“-Literatur gilt – zur Hand genommen wird und darüber hinaus einen weiteren Leserkreis erreicht.

Erwartungsgemäß feiert die innerkirchliche Berichterstattung das Werk mit großer Euphorie. Der Sankt Michaelsbund sowie der Borromäusverein haben den Youcat zum religiösen Buch des Monats Mai gewählt. Trotz hoher Verkaufszahlen taucht der Youcat allerdings nicht auf der Spiegel-Bestsellerliste auf. Während die „Süddeutsche Zeitung“ nur kurze Randnotizen zu den mittlerweile bekannten Übersetzungsfehlern in der italienischen und französischen Ausgabe

(Stichwort Empfängnisverhütung) brachte, erschien in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 19. August 2011 Daniel Deckers Beitrag „Glaubenswissen für die junge Generation“. Darin stellt dieser nüchtern fest: „Eine Last haben die Jugendlichen und ihre insgesamt fünf Mentoren, die die redaktionelle Hauptlast trugen, mit dem Youcat nicht aufgelegt. Der thematische Aufbau des handlichen Buches ist so traditionell, wie es traditioneller nicht geht. [...] Ganz der Tradition verhaftet ist auch das Frage-Antwort-Schema, wiewohl die meisten Zeitgenossen darin eher ein postmodernes Q&A als das jahrhundertealte Katechismus-Schema erkennen dürften. Indes sind die Fragen und Antworten selbst in einer Weise formuliert, in der die Handschrift von Jugendlichen erkennbar ist, ohne dass dazu Abstriche an der Substanz gemacht worden wären.“

Vonseiten der universitären Religionspädagogik äußerte sich schon früh Martin Jäggle von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Die Texte seien „meist durchschnittlich bis leicht schwer verständlich“. Der Youcat sei so nicht vor der 11. Schulstufe in einer allgemeinbildenden höheren Schule einsetzbar. Stephan Leimgruber, Professor für Religionspädagogik in München, stellt die enge Zielgruppenorientierung auf gläubige Jugendliche, vornehmlich der Weltjugendtagsbesucher, in Frage: „Dieser kleine glaubende Teil der Jugend steht im Kontrast zu den viel größeren Teilen der Jugend, die sich längst von der Kirche verabschiedet haben, die nicht mehr teilnehmen am Ostergottesdienst, dem Kern des christlichen Glaubens. Der Jugendkatechismus setzt den Glauben schlicht voraus.“

Der Münsteraner Fundamentaltheologe Jürgen Werbick warnte in Anspielung an das Bild der „Betriebsanleitung“ davor, den christlichen Glauben mit „Know-how-Wissen“ zu verwechseln. Das Grundproblem sieht er darin, dass der Katechismus selbst die Fragen vorgibt, die er beantwortet. Er helfe nicht bei der Frage des Hineinkommens in den Glauben, sondern erkläre, warum die bereits Gläubigen glauben können. Besonders die Übernahme eines Satzes des Ersten Vaticanums, wonach die menschliche Vernunft mit Sicherheit Gott erkennen könne (Youcat Nr. 4/5), sieht er kritisch: „Wie sollen junge Menschen sich mit ihren Glaubens-Schwierigkeiten hier – gleich zu Anfang – ernst genommen wissen, wo Gott doch von der Vernunft ‚mit Sicherheit‘ erkannt wird, sodass die Nicht-Glaubenden oder Zweifelnd-Glaubenden sich sofort in der Ecke der wenig Wagemutigen oder moralisch Fragwürdigen vorfinden?“

Ohne Abstriche positiv am Youcat-Projekt zu würdigen ist, dass der Dialog mit Jugendlichen gesucht wurde und wird. Indem nicht nur in Sprache und Ausdruck versucht wurde, sich auf Jugendliche einzulassen, sondern auch im Blick auf Ästhetik und Kommunikationsgewohnheiten (insbesondere über die Internetplattform www.youcat.org) ein „Sprung“ erfolgt ist, stimmt die Gesamtrichtung durchaus positiv. Freilich bleibt zu fragen, ob eine stark binnenkirchliche Wahrnehmung von bereits gläubigen bzw. am Glauben interessierten Jugendlichen am Ende ausreicht oder ob es nicht vielmehr auch Angebote für Zweifelnde oder „religiös Unmusikalische“ geben müsste. Doch der Anspruch, mit einem einzigen Buch „allen alles zu werden“ grenzte an Hybris. *René Brugger, Eichstätt*

Deutsch

Johanna Kempter: Geschichte und Leitlinien des ifp. Neue Wege in der kirchlichen Ausbildung von Journalisten nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil

Die katholische Kirche in Deutschland betätigt sich seit mehr als 40 Jahren in der Journalistenausbildung. Das 1968 gegründete Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. (ifp) etablierte die studienbegleitende Journalistenausbildung in Ferienakademien. Fast 500 Studenten haben diese Ausbildung bis heute durchlaufen. Dazu kommen die Absolventen weiterer ifp-Ausbildungsgänge, die im Laufe der Zeit konzipiert wurden, beispielsweise die Angebote für Volontäre in der Kirchenpresse, bei Tageszeitungen und im privaten Hörfunk. Durch die Auswertung von Dokumenten aus dem ifp-Archiv und durch Leitfadeninterviews mit ehemaligen und aktuellen Leitern des ifp konnte die Autorin die Geschichte des ifp detailliert nachzeichnen. Besondere Aufmerksamkeit galt der Gründungsphase des Instituts, die im Kontext des Zweiten Vatikanischen Konzils zu sehen ist. In diesen Jahren wurden die großen Ziele gesteckt, die bis heute verfolgt werden: Die Ausbildung objektiver, durchaus auch kritischer Journalisten mit katholischem Hintergrund, die nicht nur für die Kirchenpresse, sondern für alle Medien tätig sind.

Isabelle Modler: Die studienbegleitende Journalistenausbildung am ifp. Eine Absolventenbefragung

Der erste Jahrgang der studienbegleitenden Journalistenausbildung des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. (ifp) startete vor rund 40 Jahren. Die dreijährige Ausbildung am ifp richtet sich an katholische Studenten jeder Fachrichtung und vermittelt

ihnen Kenntnisse in den Bereichen Print, Hörfunk, Fernsehen und Online. Das Jubiläum im Jahr 2010 bietet Anlass, unter den Absolventen eine Onlinebefragung durchzuführen, um zu überprüfen, wie sie ihre Ausbildung am ifp rückblickend beurteilen und welche Chancen sie anschließend auf dem Arbeitsmarkt haben. Durch die Verbindung von mehrmedialer Ausbildung, hohem Praxisbezug, Fachwissen und Sachwissen fühlen sich die Absolventen insgesamt gut auf ihren Beruf vorbereitet und finden so meist einen schnellen Einstieg in den Beruf. Die Zufriedenheit der Absolventen mit der Ausbildung ist hoch, das ifp erfüllt die Ausbildungsaufgabe durchweg gut und es gibt kaum Kritikpunkte. Die Aussagen der Absolventen über ihren Glauben und ihr Rollenselbstverständnis lassen darauf schließen, dass es sich beim ifp nicht um eine „katholische Kaderschmiede“ handelt. Mehrheitlich bestimmt der Glaube das ganze Leben der Absolventen, nimmt aber keinen besonderen Stellenwert in ihrer Arbeit ein – ein gelungener Spagat zwischen den Interessen des katholischen Trägers und dem Ideal, Journalismus ausgewogen und unabhängig zu vermitteln.

Andreas Müller/Sarah Stoffel/Madeleine Siegler: Die Volontärsausbildung am ifp. Befragung ihrer Teilnehmer

Die vorliegende Studie befragte mittels eines Onlineinstruments Absolventen und aktuelle Teilnehmer der Volontärsausbildung der katholischen Presse und des privaten Hörfunks am ifp in München. Bei einer Rücklaufquote von 35 Prozent (N=198) ergeben sich folgende Befunde: Die Befragten bescheinigen dem ifp über die vergangenen 30 Jahre hinweg eine konstant hohe Qualität der Volontärsausbildung. Die weiteren Ergebnisse verweisen, in Übereinstimmung mit früheren Untersuchungen, auf eine zunehmende Professionalisierung und thematische Vielfältigkeit der journalistischen Tätigkeit. Prägend sind hierbei insbesondere lokale und regionale Themenfelder. Trotz ihres religiösen Hintergrunds verstehen sich die Volontäre primär als neutrale Informationsanbieter bei komplexen Sachverhalten, weitgehend ohne politisches wie religiöses Sendungsbewusstsein. Die Bedeutung eines eher minimal invasiven Rollenverständnisses insbesondere bei jüngeren Volontären wird abschließend diskutiert.

Elmar Bordfeld: Gedruckte Stimme der Päpste. 150 Jahre „L'Osservatore Romano“

In einem Rückblick anlässlich des 150-jährigen Bestehens der Vatikanzeitung „L'Osservatore Romano“ weist der Autor auf die Völkerrechtsverletzung gegenüber dem Vatikanstaat bei der Gründung des italienischen Nationalstaates 1861 hin, durch die Papst Pius IX. den eingeschlossenen Vatikan bedroht sah. Deshalb wurde in diesem Jahr der „Römische Beobachter“ als politisches Kampfblatt des Papstes zur Verteidigung der Rechte des Heiligen Stuhls gegründet. Unter Leo XIII. entwickelte sich das Blatt um die Jahrhundertwende zu einem Informationsorgan des Papstes, und in den 1930er Jahren erlebte es seine Glanzzeit in den Auseinandersetzungen mit dem Faschismus, Kommunismus und Nationalsozialismus, was der Autor mit weithin unbekanntem Dokumentationen stützt. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil folgte eine Neuorientierung zur Weltkirche hin, u. a. mit der Gründung fremdsprachlicher Ausgaben, einem redaktionellen und technischen Ausbau bis hin zum publizistischen Vordringen in die digitale Zukunft: Seit 2011 erscheint die Zeitung auch online.

English

Johanna Kempter: History and Principles of the ifp. New directions in the church-related education of journalists after the Second Vatican Council

The Catholic Church in Germany has been active for over 40 years in the field of journalism training. The Institute for Promoting the Training of Young Media Experts (ifp) was founded in 1968 to promote young journalistic talent. The ifp established the study-related training of journalists during summer school-academies. To date nearly 500 students have gone through this training. Additionally, ifp-graduates courses, that were designed over time are offered for volunteers in the church presses, in newspapers and private radio broadcasts. Through the evaluation of documents in the archives and guided interviews with former and current managers of the ifp, the author was able to trace the history of the ifp. Particular attention was paid to the founding phase, which can be seen in the context of the Second Vatican Council. During those years major goals were set, which are still being pursued to this day: the training of objective and certainly definitely critical journalists with a catholic background, who work not only for the church's press but also for various other media.

Isabelle Modler: The Study-Related Training of Journalists at the Institute for Promoting the Training of Young Media Experts (ifp). A Survey of the Graduates

About forty years ago, study-related training programmes were started at the Institute for Promoting the Training of Young Media Experts in Munich (Germany). This programme offers Catholic university students of all faculties studies and practical experiences in print, radio, TV and internet over a period of three years. In 2010, on the occasion of the 40 years anniversary of ifp, an online research was done to find out how the graduates value the programme and what chances it gives them on the job market. Most graduates regard their multimedia studies in connection with practical experiences in general as a good preparation for their work and helpful for a quick entry in their job. Most of them do not have critical remarks to the programme. As for the importance of their faith, they confessed to live it but are not influenced by it in their work. The graduates do not see the ifp as a Catholic ideological forge. This view could be regarded as a good resolution of the splits between the intention of the institute's Catholic founders and the ideal of journalism to report unbiased and independent.

Andreas Müller / Sarah Stoffel / Madeleine Siegler: The Volunteer Programme at the ifp. A Survey of the Participants

The present online study was conducted with alumni and current participants of the volunteer programme in the church presses, in the newspapers and radio broadcasts at the Institute for Promoting the Training of Young Media Experts (ifp) in Munich. Based on a return rate of 35 percent (N=198) the following results were found: The respondents certify the ifp trainee programme a constant high quality standard over the last 30 years. In accordance with previous studies the further results indicate an increasing professionalization and variety of topics covered by journalists. Hereby local and regional topics play a crucial role. Despite their religious background the trainees perceive themselves as neutral providers of information on complex topics. Furthermore, they negate any political or religious sense of mission. The relevance of a more minimal invasive role perception, in particular of younger volunteers, is discussed at the end.

Elmar Bordfeld: The Printed Voice of the Popes. 150 years „L'Osservatore Romano“

On the occasion of the 150th anniversary of the daily paper „L'Osservatore Romano“ the author recalls in a historical review the time of 1861 in which the national state of Italy was founded under circumstances which violated international law and led the state of the Vatican into isolation. As Pope Pius IX. felt this situation threateningly, he founded „L' Osservatore Romano“ as a means of defence for the rights of the Church state. Several centuries later, Leo XIII. developed the Vatican daily to a means of Church informations. In the years after 1930, the „Osservatore Romano“ was widely spread because the paper argued openly against faschism, communisms and nationalsocialism which the author proves by widely unknown documents. After Vatican II., the „Osservatore Romano“ was developed into an information organ for the World Church by editing weekly issues in different languages, enlarging the editorial staff and modernizing technical equipment up to digital communications: Since 2011 the „Osservatore Romano“ also goes online.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Heftes

Elmar Bordfeld war von 1973 bis 1987 Chefredakteur der deutschen Wochenausgabe des „Osservatore Romano“ und von 1987 bis 1991 Chefredakteur der Essener Bistumszeitung „Ruhrwort“.

P. Eberhard von Gemmingen SJ war von 1982 bis 2009 Leiter der deutschsprachigen Redaktion von Radio Vatikan. Seit 2010 betreut er die Spendenzentrale des Jesuitenordens in München.

P. Bernd Hagenkord SJ ist seit 2009 Leiter des deutschsprachigen Programms von Radio Vatikan.

Johanna Kempter arbeitet als freie Journalistin. Sie hat an der Katholischen Universität in Eichstätt Journalistik studiert.

Christian Klenk ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Studiengang Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Heiko Klinge war Verlagsgeschäftsführer des Bernward-Verlages in Hildesheim, Geschäftsführer der Mediendienstleistungsgesellschaft und Vorsitzender des Verbandes Deutscher Zeitungsverleger.

Isabelle Modler arbeitet als freie Journalistin. Sie hat an der Katholischen Universität in Eichstätt Journalistik studiert.

Dr. Andreas Müller ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Pädagogik der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU)

Dr. Ferdinand Oertel hat als Chefredakteur für verschiedene katholische Medien gearbeitet und ist Redakteur von *Communicatio Socialis*.

Adolf Theobald war Chefredakteur mehrerer Magazine, Vorstandsmitglied bei Gruner+Jahr und Geschäftsführer beim Spiegel-Verlag.

Dr. Johannes Schießl ist Chefredakteur der „Münchener Kirchenzeitung“.

Madeleine Siegler studiert Pädagogik an der Ludwigs-Maximilians-Universität in München.

Albert Steuer ist Redakteur der Katholischen Nachrichtenagentur.

Sarah Stoffel hat den Bachelorstudiengang Kommunikationswissenschaft in München absolviert und studiert den Masterstudiengang Media and Communication an der Kingston University London.

Impressum

Herausgeber

Prof. Dr. Klaus-Dieter Altmeppen, Lehrstuhl für Journalistik II, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Ostenstraße 26, D-85072 Eichstätt, E-Mail: klaus-dieter.altmeppen@ku-eichstaett.de; Prof. em. Dr. Michael Schmolke, Ainringweg 13, A-5020 Salzburg, E-Mail: michael.schmolke@sbg.ac.at; Dr. Ute Stenert, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Referat Presse und Verlagswesen, Kaiserstraße 161, D-53113 Bonn, E-Mail: u.stenert@dbk.de

Redaktion

Dr. Renate Hackel-de Latour (verantw.); Christian Klenk, Dr. Ferdinand Oertel

Redaktionsanschrift

Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Studiengang Journalistik, Redaktion Communicatio Socialis, Ostenstraße 26, D-85072 Eichstätt; Telefon: 08421/93-1551, Fax: 08421/93-1786, E-Mail: christian.klenk@ku-eichstaett.de, Internet: www.communicatio-socialis.de

Verlag und Anzeigenverwaltung

Matthias-Grünewald-Verlag der Schwabenverlag AG, Senefelderstraße 12, D-73760 Ostfildern-Ruit; Telefon: 0711/4406-140, Fax: 0711/4406-138, E-Mail: petra.haertel@schwabenverlag.de, Internet: www.gruenewaldverlag.de

Bezugsbedingungen

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Einzelheft 12,90 Euro / CHF 22,90. Jahresabonnement 43,20 Euro / CHF 69,90. Studentenabonnement 32,00 Euro bzw. CHF 54,10, jeweils zuzüglich Zustellgebühr. Bestellungen für Deutschland bitte an den Matthias-Grünewald-Verlag der Schwabenverlag AG, Senefelderstraße 12, D-73760 Ostfildern-Ruit; für Österreich: Verlag Herder, Wollzeile 33, A-1010 Wien; für die Schweiz: Herder AG Basel, Muttenerstraße 109, CH-4133 Pratteln 1. Das Abonnement gilt als um ein Jahr verlängert, wenn die Kündigung nicht bis sechs Wochen vor Jahresende erfolgt.

Hinweise

Formale Vorgaben für Autorinnen und Autoren sind zusammengefasst in einem Merkblatt, das bei der Redaktion angefordert werden kann. Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Nicht angeforderte Besprechungsstücke werden nicht zurückgesandt. Reproduktion nur mit Genehmigung von Redaktion und Verlag. Für eventuelle Nachdrucke stellt die Redaktion gern die Verbindung zu den Autoren her.